Deutscher Frauenring e.V.

gleichmäßig bei beiden Geschlechtern verteilt". Platon (Politeia, Buch 5, Kap. 5) **Es gibt also, mein Freund,** keine Beschäftigung eigens für die Frau, nur weil sie Frau ist, und auch keine eigens für den Mann, nur weil er Mann ist, die Begabungen finden sich vielmehr gleichmäßig bei beiden Geschlechtern verteilt". Platon (Politeia, Buch 5, Kap. 5 Es gibt also, mein Freund, **keine Beschäftigung eigens für die Frau, nur weil sie Frau ist,** und auch keine eigens für den Mann, nur weil er Mann ist, die Begabungen finden sich vielmehr gleichmäßig bei beiden Geschlechtern verteilt". Platon (Politeia, Buch 5, Kap. 5) Es gibt also, mein Freund, keine Be-schäftigung eigens für die Frau, nur weil sie Frau ist, **und auch keine eigens für den Mann, nur weil er Mann ist,** die Begabungen finden sich vielmehr gleichmäßig bei beiden Geschlechtern verteilt". Platon (Politeia, Buch 5, Kap. 5) Es gibt also, mein Freund, keine Beschäftigung eigens für die Frau, nur weil sie Frau ist, und auch keine eigens für den Mann, nur weil er Mann ist, die Begabungen finden sich vielmehr gleichmäßig bei beiden Geschlechtern verteilt" Platon (Politeia, Buch 5, Kap. 5)

Geschlechter-klischees im Fokus

Dokumentation Bundesfachseminar
Deutscher Frauenring e.V.

16. - 17. Oktober 2015
Bildungszentrum Erkner

76

Die Grüne Reihe

⚥ Geschlechterklischees im Fokus

Bundesfachseminar des Deutschen Frauenring e.V. vom 16. – 17. Oktober 2015 in Erkner

Gefördert durch

bpb: Bundeszentrale für politische Bildung

Impressum

Herausgegeben von: Deutscher Frauenring e.V.

Redaktion: Bundesgeschäftsstelle

Titelblatt: Gudula Hertzler-Heiler

Copyright by: Deutscher Frauenring e.V. Bundesverband,

Brandenburgische Straße 22, 10707 Berlin

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Präsidiums	3
„Nicht 2 sondern 1000 Möglichkeiten“ – Rollenklischees im Alltag von Kindern	4
Rollenbilder in den Medien: Alles bleibt anders, wir gestalten die Rollenbilder – und die Rollenbilder gestalten uns	13
Einfluss von Sprache auf Geschlechterrollenbilder	22
Workshop: Thesenbarometer	29
Workshop: Geschlechterstereotype im Alltag: Praxisfälle	31
Link- und Literaturtipps	32
Anlage	33

Vorwort des Präsidiums

Die Gesellschaft verändert sich. Frauen finden sich vermehrt in Führungspositionen, hohen politischen Ämtern und werden mit naturwissenschaftlichen Nobelpreisen geehrt – während Männer zunehmend familiäre Verantwortung übernehmen, Zeit mit ihren Kindern verbringen möchten und aus der Rolle als Hauptverdiener ausbrechen. Dies sind erfreuliche Entwicklungen, die leider noch immer häufig durch überkommene Geschlechter-Rollenbilder gehemmt werden. Auch gesellschaftliche und politische Strukturen sowie die Bilder, die in unseren Köpfen feststecken, müssen sich nachhaltig mit diesen Veränderungen entwickeln. Klischees wie „Frauen verstehen nichts von Technik“ und „Männer wollen nur Macht haben“ halten sich hartnäckig. Die traditionellen Muster hindern Frauen und Männer daran, ihre Stärken, Talente und Bedürfnisse individuell zu entwickeln und auszuleben und blockieren die Realisierung einer gleichberechtigten Gesellschaft. Wir tendieren dazu, Rollenerwartungen zu erfüllen, uns geschlechtskonform zu verhalten und schränken uns damit selbst ein.

Wir haben einiges erreicht, doch am Ziel – eine Gesellschaft, in der Individualität nicht hinter Rollenstereotypen verschwindet – sind wir noch längst nicht angekommen!

Die Problematik überkommener Rollenbilder ist schon lange ein relevantes Thema für den Deutschen Frauenring. Wir sehen diese als die Ursache für einen Großteil der gesellschaftlichen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten. Aus diesem Grund, drehte sich unser Bundesfachseminar rund um Fragen wie: Welche Rolle spielen Rollenklischees in der Erziehung und im Alltag von Kindern? Welchen Einfluss haben die durch Medien vermittelten Bilder auf gesellschaftliche Strukturen? Und wie wichtig ist es, geschlechtergerecht zu formulieren?

Im letzten Teil unseres Seminars haben wir in Workshops durch interaktive Übungen zum Bewusstmachen eigener Rollenbilder und den Erfahrungen, die wir mit ihnen machen, beigetragen.

Wir danken allen, die an diesem Bundesfachseminar teilgenommen und/oder dazu beigetragen haben. Die Dokumentation soll Ihnen als Nachschlagewerk dienen, aber auch als positive Erinnerung an dieses Seminar.

Präsidium

„Nicht 2 sondern 1000 Möglichkeiten“ - Rollenklischees im Alltag von Kindern

(Almut Schnerring und Sascha Verlan)

Almut Schnerring,

Buchautorin, Kommunikationswissenschaftlerin, Sprecherzieherin (DGSS) und Hörfunk-Journalistin. Seit 1998 freie Journalistin und Autorin. Gemeinsam mit Sascha Verlan schreibt und produziert sie als "Wort & Klang Küche" Radiofeatures.

Sascha Verlan,

Buchautor, (Hörfunk-) Journalist und Regisseur. Seit Mitte der 1990er Jahre ist Sascha Verlan kritischer Begleiter der deutschen und internationalen HipHop-Szene - Rap und DJing, Graffiti, Breakdance und Human Beatbox - und kulturell nahestehender Bewegungen wie Poetry Slam, Spoken Word und Street Art.

Die kommerzielle Ausnutzung und Festigung bestehender Rollenklischees macht auch vor dem Kinderzimmer nicht halt. Da gibt es viele Beispiele: Der Pay-Gap zeigt sich schon beim Taschengeld von Kindern – Jungs bekommen mehr als Mädchen. Die Aufteilung der Haushaltsarbeiten spiegelt die Situation in der Erwachsenenwelt wider. Mädchen kümmern sich mehr um ihre Geschwister und helfen bei dem Kochen, Putzen und Abwasch, während Jungs insgesamt weniger mithelfen und Aufgaben wie beispielsweise Rasenmähen übernehmen– und für einzelne Leistungen häufig bezahlt werden. Ein Care-Gap ist bereits erkennbar und die eigene Familie bildet den Nährboden für das, was später kommt.

Das Referentenpaar hat selbst drei Kinder und konnte über viele deprimierende Situationen aus ihrem Alltag erzählen: So konnten sie ihre Tochter, eine Siebtklässlerin, auf einem vom Schulfotografen geschossenen Foto kaum erkennen, da es im Nachhinein so stark mit Photoshop bearbeitet wurde. Auch Kinder sollen anscheinend bereits wissen, wie das gängige Schönheitsideal aussieht: weniger Sommersprossen, weniger Lachfalten, glattere Haut. Die Casting-Show „Germanys Next Top Model“ ist zwar für ein Publikum zwischen 14 und 49 empfohlen, mit dem GNTM-Ausmalblock wendet sich das Format jedoch an Kinder weit unter 14 Jahren. Ein weiteres Beispiel: *Toy´s r us* verkauft High Heels für Mädchen.

Die Debatten sollten deshalb nicht vor den Kinderzimmern enden, denn die nächste Generation muss mitgedacht werden. An den Diskussionen sollten sich aber nicht nur die Eltern der betroffenen Generation beteiligen, sondern auch die, die keine Kinder haben, inklusive der Werbefachleute und Einkäufer von Kinderspielzeug. Puppen haben in der Kinderwelt keine Väter und wenn sich ein Junge für Puppen interessiert, stellen sich manche die Frage, ob eine Veranlagung zur Homosexualität dahinter steckt. Es geht um individuelle Ausschöpfung der Möglichkeiten; eine Reduzierung auf nur 2 Alternativen ist zu wenig und verfestigt eingeführte Rollenklischees auch für die kommenden Generationen.

„Die kommerzielle Ausnutzung und Festigung bestehender Rollenklischees macht auch vor dem Kinderzimmer nicht halt.“

Produktwerbung verfestigt Rollenbilder

Gerade was frühkindliche Berufswünsche anbelangt, scheinen die Rollenbilder bereits stark gefestigt zu sein. Mädchen wollen Prinzessin werden, alternativ auch Supermodel oder Lehrerin, wohingegen Jungs zu Berufen wie Arzt, Pilot und Polizist tendieren. Werbung nimmt bei der Konstruktion dieser Wünsche und Vorstellungen sicherlich eine zentrale Rolle ein; sie prägt, bedient und missbraucht sie zu eigenen Zwecken. Die Beispiele, die von den Vortragenden gezeigt werden, sind erstaunlich. Die geschlechtsspezifische Kinderwerbung macht vor keiner Produktgruppe halt. Ob Suppe, Schaumbad oder Tee, dasselbe oder ein ähnliches Produkt wird einmal in Rosa und einmal in Blau beworben oder geschmückt. Die Adressierung lautet dabei z. B. „Prinzessinnen-Suppe“ vs. „Feuerwehr-Suppe“ (Maggi), „Prinzessinnen-Bad“ vs. „Sieger-Bad“ (Bübchen) oder es sind Teeprodukte mit den Namen „Feentraum“ vs. „Monsteralarm“ (Milford). Der dänische Spielzeughersteller LEGO setzt mittlerweile auch verstärkt auf stereotype Rollenklischees in den Erlebniswelten. In der Reihe LEGO Friends finden sich 5 Mädchen-Legofiguren als Protagonistinnen, deren Interessen und Charaktere die Kinder über Steckbriefe kennenlernen können. Die LEGO-Mädchen haben alle einen Vornamen und interessieren sich für Kleidung, Mode, Party; sie singen und tanzen gerne. Nur eine von ihnen hat einen Job: sie arbeitet als Putzfrau, um so ihren Traum Sängerin zu werden zu verwirklichen – außerdem ist sie Schwarz. Ein gutes Gegenbeispiel wurde in Schweden in limitierter Auflage von LEGO herausgebracht: Wissenschaftlerinnen bei der Arbeit.
Es gibt viele Beispiele aus der verrückten Welt der Rollenklischees bei Kinderprodukten, eine Sammlung ist auf der Seite http://ich-mach-mir-die-welt.de/ nachzulesen.

War ja nur ein Scherz

Mit zwischen 3.000 und 5.000 Werbebotschaften kommt man am Tag in Berührung. Kindergartenkinder kennen bereits 300 bis 400 Markenlogos. Von den Verteidigerinnen und Verteidigern der Werbung wird häufig mit „Humor“ argumentiert und dass die dargestellten Stereotype doch ironisch zu lesen seien. (Übrigens ein Argument, das häufig auch zur Verteidigung von sexistischer Werbung angewendet wird.) Jedoch verstehen Kinder Ironie bis zu einem bestimmten Alter nicht, sie nehmen die Botschaften ernst: z.B. das Symbol auf Chips-Packungen, das den Konsum für Frauen verbietet (Chio-Chips „Mädelsabend“ vs. „Männerabend“).

„Wir alle sind mit Stereotypen aufgewachsen und geben deshalb vieles an unsere Kinder weiter.“

Ich mach’s anders

Wir alle sind mit Stereotypen aufgewachsen und geben deshalb vieles an unsere Kinder weiter. Reden und aufklären über Dinge, die uns auffallen, sind wichtige Aktionsstrategien. Dabei sollte man sowohl auf die Kinder, als auch auf die Erwachsenen und Menschen in Bildungsvermittlungspositionen zugehen. Bei der Erziehung von Kindern ist es außerdem wichtig, die Interessen der Kinder nicht im Vorhinein in eine bestimmte Richtung zu lenken. Wenn es ums Fahrrad reparieren geht, kann man sowohl die Tochter als auch den Sohn assistieren lassen. Der

Bau des Kaninchenstalls könnte ein Projekt der ganzen Familie werden, nicht von Vater und Sohn.

Mit Erlaubnis der Autoren drucken wir nachstehend 3 Passagen aus dem veröffentlichen **Buch *„Die Rosa-Hellblau-Falle“.*** Die ISBN-Nr. dazu finden Sie im Anhang unserer Dokumentation.

Die Macht der Rollenklischees[1]

Es gibt eine ganze Reihe von Untersuchungen, die den Einfluss stereotyper Ansichten auf das Selbstbild und auf die Leistungen von Erwachsenen nachweisen. Claude M. Steele von der Stanford University, Kalifornien, nutzte den Begriff ›Stereotype Threat‹ zum ersten Mal, als er 1995 in mehreren Experimenten nachweisen konnte, dass schwarze College-Studierende in Tests schlechter abschnitten, wenn sie zuvor auf ihre Hautfarbe hingewiesen wurden. Fiel dieser Hinweis weg, schnitten sie gleich gut und besser ab als die übrigen Teilnehmenden. Später teilte er Testpersonen in zwei Gruppen auf, die in ihren mathematischen Leistungen vergleichbar waren. Der einen Gruppe wurde gesagt, dass Männer und Frauen bei diesem Mathetest bisher immer sehr unterschiedlich abgeschnitten hätten, bei der anderen Gruppe gab es keinen Hinweis zum Geschlecht. In der ersten Gruppe fiel das Ergebnis der Frauen deutlich schlechter aus als in der Kontrollgruppe. Und eine Folgestudie zeigte, dass dieser Effekt noch zunimmt, je größer die mathematischen Kenntnisse der Teilnehmenden sind und je wichtiger sie ihre Fähigkeiten und damit auch die Testergebnisse nehmen. Die Aufgaben dieses Mathetests stammten aus dem Graduate Record Examination Test, den US-amerikanische Student_innen absolvieren müssen, wenn sie an einer Universität Naturwissenschaften studieren wollen. Die Stereotypbedrohung wirkte in diesem Experiment gleich in zweierlei Hinsicht. Das negative Vorurteil beeinflusst die Teilnehmerinnen in ihren Leistungen, denn ein Teil ihrer kognitiven Leistungsfähigkeit ist permanent damit beschäftigt, die negativen und störenden Gedanken zu unterdrücken. Hinzu kam in diesem Fall die Angst, durch das eigene Scheitern die negativen Vorurteile zu bestätigen oder gar zu verstärken. Weil die getesteten Frauen sich in ihrem Selbstverständnis als lebenden Gegenbeweis für dieses Stereotyp fühlten, waren ihre Versagensängste entsprechend größer. Beide Faktoren sind nicht gerade geeignet, gute Leistungen bei einem Mathetest zu erzielen. Trotzdem schnitten die beteiligten Frauen unter Stereotypbedrohung nicht schlechter ab als die übrigen Teilnehmenden. Das überraschende Ergebnis war, dass die Frauen in der Gruppe ohne die Bedrohung durch Stereotype signifikant besser waren als alle anderen Teilnehmenden. Das führte die Forscher_innen zu der Schlussfolgerung, dass der Graduate Record Examination Test, wie auch viele andere Prüfungen, üblicherweise in einem Szenario stattfinden, das die eigentlichen Fähigkeiten der Studentinnen unterdrückt. In diesem Zusammenhang betrachtet, bekommt der subjektive Eindruck vieler Frauen, in vergleichbaren Situationen mehr leisten zu müssen als ein Mann, um die gleiche Anerkennung zu bekommen, eine ganz neue Bedeutung.

Trotz einer Fülle von Studien zur Wirkung von negativen Vorurteilen und Stereotypien und obwohl deren Ergebnisse seit Mitte der 1990er-Jahre regelmäßig veröffentlicht werden, haben sie wenig Einfluss auf unser Urteilen im Alltag, auf unsere Einschätzung von weiblichen und männli-

[1] *„Die Rosa-Hellblau-Falle“, S. 20 bis 26*

chen Misserfolgen im mathematischen beziehungsweise sprachlichen Bereich und darüber hinaus. In Online-Diskussionen melden sich Skeptiker_innen in der Regel mit persönlichen Anekdoten zu Wort, um damit die Ergebnisse von Studien zu widerlegen. Und selbst im Wirtschaftsteil der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung wischt Bettina Weiguny die Forschung von mehreren Jahrzehnten mit einem Satz vom Tisch: »Ich hab da so meine Zweifel. Mein Mann rechnet nämlich auch lieber als ich.« Und fügt hinzu, ihre älteste Tochter komme ganz nach ihr: »Wahrscheinlichkeitsrechnung ist bei uns ein Bauchgefühl.« Ein Bauchgefühl, das weitervererbt wird? Solche Alltagstheorien, die wir aus unseren persönlichen Erfahrungen heraus entwickeln, reichen oft schon aus, uns davon zu überzeugen, dass die wissenschaftlichen Untersuchungen relativ sind, fehlerhaft, ja geradezu manipulierend. Und da wir in der Regel selbst keine Statistiken erstellen, glauben wir dann gar keiner mehr, sondern vertrauen ganz auf unseren persönlichen Erfahrungsschatz.

Diese Alltagstheorien werden gestützt durch den sogenannten ›confirmation bias‹. Dieser ›Bestätigungsfehler‹ bezeichnet in der Psychologie die menschliche Tendenz, Informationen bevorzugt dann wahrzunehmen und zu erinnern, wenn sie unsere eigene Meinung bestätigen. Informationen, die ihr widersprechen, vergessen wir schneller wieder oder nehmen sie gar nicht erst als relevant wahr. »Es hört doch jeder nur, was er versteht«, befand Johann Wolfgang von Goethe, und bis heute leuchten uns besonders die Beispiele ein, die unser eigenes Weltbild untermauern. So fallen uns immer wieder Beispiele ein, in denen Männer bei handwerklich-technischen Arbeiten irgendwie doch geschickter sind oder bei einer mathematischen Herausforderung schneller zum Ergebnis kommen. Die Beispiele scheinen unsere Ansicht zu bestätigen und liefern immer wieder netten Gesprächsstoff unter Freund_innen. Ob sie sich nun statistisch belegen oder mit Studien widerlegen lassen, spielt dann keine Rolle mehr. Der ›Bestätigungsfehler‹ wirkt umso stärker, je unangenehmer es uns ist, das eigene Selbstverständnis, die eigenen Erfahrungen und die eigenen Überzeugungen auf den Prüfstand zu stellen. Es ist eben beunruhigend, wenn das eigene Weltbild ins Wanken gerät. Und ein bisschen Traditionsbewusstsein kann doch nicht schaden, zumal es das Leben entschieden einfacher macht. Für wen eigentlich? Für Frauen, die sich für Maschinenbau interessieren? Für Männer, die in Grundschulen arbeiten? Für Jungen, die sich ein Puppenhaus wünschen, und Mädchen, die gerne mit lautem Motorengeräusch durch den Kindergarten brausen?

Botschaften zwischen den Zeilen, unterschwellige Bilder, die Frauen auf ihre geschlechtliche Zugehörigkeit hinweisen und klischeehaftes Verhalten damit verknüpfen, können schon ausreichen, um als psychische Bremse zu wirken auf Frauen, die sich in einem Feld behaupten wollen, das typischerweise Männern zugeschrieben wird. Das kann zum Beispiel eines der zahlreichen Plakate sein, die einem auf dem Weg zur Arbeit einen Bikini oder eine Versicherung verkaufen wollen, oder ein Spot auf dem Infoscreen am Bahnhof, in dem eine total gut gelaunte Langhaarige vor Freude über das tolle neue Deo auf ihrem Bett auf und ab hüpft. Wer auf dem Weg zu einem Bewerbungsgespräch oder Vertragsverhandlungen ist, wird dadurch in seiner Selbsteinschätzung beeinflusst. Und je stärker Rollenklischees auf Plakaten oder in Werbespots bedient werden,

desto schlechter schneiden Frauen ab, wenn sie im Anschluss ihre mathematischen Fähigkeiten in einem Test beweisen sollen.
Eine Forschungsarbeit der Harvard Universität belegte die unterschiedlichen Wirkungsweisen des ›Stereotype Threat‹ anhand von zwei auch in den USA verbreiteten Vorurteilen, dass nämlich erstens Frauen schlechter sind in Mathematik als Männer und zweitens Menschen asiatischer Herkunft über besonders gute mathematische Fähigkeiten verfügen. In diesem Test schnitten Studentinnen mit asiatischen Wurzeln besser ab als die Kontrollgruppe, wenn sie im Vorfeld auf ihre ethnische Herkunft hingewiesen wurden. Das in diesem Fall positive Vorurteil wirkte also beflügelnd. Wurden die Studentinnen allerdings auf ihr Geschlecht aufmerksam gemacht, waren ihre Ergebnisse deutlich schlechter. In den USA fordern Wissenschaftler_innen deshalb, das Kreuzchen für männlich und weiblich oder auch Angaben zum ethnischen Hintergrund erst im Anschluss an einen Test abzufragen, um einer Stereotypbedrohung vorzubeugen. Mit dem Geschlecht verknüpfte Vorurteile führen also dazu, dass die Unterschiede zwischen Frauen und Männern in Studien oft größer ausfallen, als sie eigentlich sind, weil eine Gruppe möglicherweise durch das in ihrem Fall positive Vorurteil motiviert wird, während die andere Gruppe gegen die negativen Vorurteile ankämpfen muss und damit weniger kognitive Kapazitäten für die eigentlichen Aufgaben frei hat. Ein Problem, das jeden Menschen betrifft, da jeder in einzelnen Bereichen seines Lebens mit negativen Vorurteilen konfrontiert wird. Schließlich lernen wir von Anfang an, in Kategorien zu denken, und nutzen sie als Abkürzungen und Entscheidungshilfen. Aussagen, die wir häufig hören, können wir zuverlässiger wieder abrufen. Und die Assoziationen, die wir mit bestimmten sozialen Gruppen verknüpfen – Alte, Reiche, Blauäugige, Blondinen –, beinhalten ein spezifisches Wissen über die Machtverhältnisse in unserer Kultur und Gesellschaft. Über die Richtigkeit dieser Assoziationen ist damit allerdings noch nichts gesagt, betont der Sozialpsychologe Jens Förster in seinem Buch »Kleine Einführung in das Schubladendenken«: »Wenn mir bei ›alt‹ das Wort ›vergesslich‹ und nicht ›schlau‹ einfällt, dann hängt das vor allem damit zusammen, was mich unsere Gesellschaft über die Gruppe der älteren Menschen lehrt.« In China dagegen haben die Menschen großen Respekt vor dem Alter, sie assoziieren damit die Begriffe ›aktiv‹, ›weise‹ und ›wichtig‹. Und wie bei den oben genannten Beispielen zur Stereotypbedrohung hat auch hier die Erwartungshaltung der Umwelt Einfluss auf die Leistung des Einzelnen: »Alte Amerikaner schneiden in Gedächtnistests weitaus schlechter ab als junge Amerikaner. Alte Chinesen hingegen nicht. Die Gedächtnisleistungen von jungen und alten Chinesen unterscheiden sich in diesen Studien tatsächlich kaum!«

Wenn eine Gesellschaft verinnerlicht hat, bei Jungen und Männern eher an mathematische Fähigkeiten zu denken als an Sprachbegabung, dann ist dem also nur schwer zu entkommen. Das beobachteten auch die Psychologen Beate Seibt und Jens Förster, als sie innerhalb einer Untersuchung vorgaben, die Sprachfähigkeit der Teilnehmenden zu testen. Der identische Test wurde für die eine Gruppe auf dem Deckblatt als Aufgabe beschrieben, »die sprachlichen Fähigkeiten von Männern und Frauen« zu testen, in der anderen Gruppe fehlte diese Zusatzangabe. Die männlichen Teilnehmenden der ersten Gruppe brauchten für den Test deutlich länger, die Frauen waren entsprechend schneller. Die stereotypbedrohten Männer

wollten die Aufgabe nicht nur gut und schnell lösen, sie wollten vor allem keine Fehler machen und brauchten deshalb entsprechend mehr Zeit. Dieser Fehlervermeidungsmodus ist eine weitere Auswirkung der Stereotypbedrohung mit weitreichenden Folgen, besonders wenn es darum geht, kreative Lösungen zu finden. Mit dem »Ziegelsteinexperiment« konnten die beiden Forscher_innen zeigen, dass Menschen unter Stereotypbedrohung kaum in der Lage sind, kreative Ideen zu entwickeln. Die Teilnehmenden sollten alle denkbaren Ideen sammeln, wie sie einen Ziegelstein verwenden würden. In stereotypbedrohten Gruppen kamen dann Antworten wie: »Dinge bauen, werfen«, während in der nicht bedrohten Gruppe Überlegungen entstanden wie: »um zu zeigen, dass ich auch nur einer von vielen Ziegelsteinen in der Mauer bin«.

Wer sich gegen negative Vorurteile behaupten muss, hat es im entsprechenden Bereich schwerer. Handwerkliche, mathematische und technische Interessen sind für Mädchen immer noch mit dem Stempel ›Ausnahme‹ verbunden. Sich in einem solchen Bereich dennoch durchzusetzen, bedeutet für ein Mädchen oder eine Frau, sich selbst und den anderen jeden Tag aufs Neue beweisen müssen, dass sie es dennoch kann, dass die Klischees nicht zutreffen, die Schublade klemmt. Die gute Nachricht ist, dass wir der Wirkung von Stereotypbedrohungen nicht vollkommen ausgeliefert sind: Sie verschwindet, wenn die Betroffenen überzeugt sind, dass die Vorurteile gar nicht zutreffen. Und genau darin liegt die Chance, diesen Kreislauf zu durchbrechen, den wir bislang mit traditionellen Rollenbildern in Gang halten, eine Chance für uns Eltern, für die Kinder, für unsere Gesellschaft. Denn schließlich bedeutet die negative Verknüpfung von Frauen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Interessen nicht nur eine Einschränkung für jede einzelne Betroffene, sondern schadet unserer gesamten Wirtschaft. Politik und Medien haben dieses Problem längst erkannt, doch statt das enge Korsett der Rollenstereotype aufzulösen, werden sie in vielen Kampagnen immer wieder neu hergestellt. Der poppige Spot zum Beispiel, mit dem die EU–Kommission im Jahr 2012 Mädchen für naturwissenschaftliche Berufe begeistern wollte, tritt genau in diese Falle: »Science: It's a Girl Thing«, behaupten die Macher_innen, um dann drei topgestylte, schlanke Mädchen im Mini und auf High Heels zwischen Reagenzgläsern und Bunsenbrennern posen zu lassen. Im Chemielabor der EU wird mit Puder und Nagellack experimentiert, begleitet von Mädchenkichern und dem prüfenden Blick eines Mannes im Weißkittel. Hier werden Klischees aufgefahren, die im Ergebnis das Gegenteil dessen bewirken, was eigentlich Sinn und Zweck der Kampagne war, nämlich junge Frauen für die Naturwissenschaften zu begeistern.

Almut Schnerring & Sascha Verlan © Deutscher Frauenring e.V.

Gleichwertige Behandlung statt Gleichmacherei[2]

Es mag entlastend sein für Eltern und Erzieher_innen, die Zeit bis etwa zur Mitte der Grundschule, in der Kinder extreme Geschlechterklischees ausleben, als eine vorübergehende Phase zu erklären. Wir finden uns leichter ab mit Hello-Lilli-Barbie & Co, wenn wir eine evolutionsbiologische Erklärung dafür haben, denn dann geht ja alles seinen vorbestimmten Weg. Warum also bleibe ich als Vater nicht einfach auf der Spielplatzbank sitzen, nehme mein Strickzeug wieder auf und warte auf bessere Zeiten, solange meine Tochter mit Freundin im Sandkasten Kuchen für deren geflügeltes rosa Plastikpferd bäckt und meinem Sohn jedes Stöckchen zur Waffe wird? Zwar geht der starke Wunsch, die Zugehörigkeit zum eigenen Geschlecht in allen Bereichen offensichtlich zu machen, mit der Grundschulzeit zu Ende, und unsere Kinder werden als Jugendliche und Erwachsene durchaus in der Lage sein, manche Zuordnung bewusst zu durchbrechen, doch die frühen Prägungen wird keiner so leicht los. Sie kommen plötzlich wieder hoch, wenn es beispielsweise um die Berufs- oder Partnerwahl geht. Die stereotypen Genderassoziationen bleiben wirksam, schreibt Cordelia Fine: »Sie liegen bereit, wenn die erwachsen gewordenen Kinder ihre Arbeitskollegen beurteilen und die Privilegien und Muster ihrer Zweierbeziehungen verhandeln. Sie liegen auch bereit, wenn sie womöglich als Erwachsene Geschlechterunterschiede im Gehirn interpretieren. Und schließlich liegen sie bereit, wenn diese Erwachsenen ihrerseits Eltern werden.« Auch bei uns lagen sie bereit und kamen direkt an die Oberfläche beim Anblick des dreijährigen Kay mit Kleid und Haarspängchen.

Die Diplompädagogin Susanne Wunderer bietet Fortbildungen für pädagogische Fachkräfte in Kindertageseinrichtungen an, ist also viel in Kindertagesstätten unterwegs und hat dadurch mehr Kleiderhaken und Bauecken gesehen als wir mit unseren drei Kindern und den paar Besichtigungen an Infotagen. Ich fahre zu ihr nach Köln, wie ich sonst zum Arzt gehe. Eigentlich will ich mich beruhigen lassen: Alles nicht so schlimm, Frau Schnerring, ein bisschen mehr Gelassenheit, und alles wird wieder gut. Das hätte ich gerne gehört von Susanne Wunderer. Hat sie aber nicht gesagt, im Gegenteil, sie spricht von einer »Backlash-Bewegung«: »Das Problem ist, dass es in den 1970er- Jahren weniger zementiert war als heute. Damals waren die Mädchen weniger einheitlich in Rosa, Glitzer und Plüsch gekleidet, und es gab nicht diese so typischen Mädchenspiele und Jungenspiele, diese Aufteilung, wie sie heute existiert.« Dass die klischeehaften Vorstellungen darüber, wie Mädchen und Jungen zu sein haben, wieder zunehmen, beobachten nicht nur Pädagog_innen, die mit Fachkräften in Kindertagesstätten zusammenarbeiten, auf diese Tendenz weisen auch Autor_innen und Wissenschaftler_innen hin. Heute erleben Kindergartenkinder eine widersprüchliche Wirklichkeit: »Einerseits besteht die ›offizielle‹ Absicht, Kinder geschlechtssensibel zu erziehen. Dies wird dann zum Teil mit entsprechenden Angeboten eingelöst (Bilderbücher von starken Mädchen usw.). Daneben verraten die Kindergartenumgebung und Verhaltensmuster der Erzieherinnen im Rahmen der Kindergartenroutine, dass ›heimlich‹ doch geschlechterspezifisch erzogen wird.« Deshalb unterstützt Susanne Wunderer Erzieher_innen darin, den Blick für stereotype Zuschreibungen zu schärfen. Bei ihr lernen sie, die kleine Hannah, die durch den Kindergarten rennt, weil sie ein sehr

[2] *„Die Rosa-Hellblau-Falle“, S. 56-59*

bewegungsfreudiges Kind ist, nicht so oft zu ermahnen: Setz dich an den Tisch und spiel was Ruhiges! Wohingegen der kleine Tim, der ebenso herumrennt, nach draußen geschickt wird: Lauf draußen! In ihren Fortbildungen zeigt sie Alternativen, die naheliegend scheinen, im Alltag mit Kindern aber keineswegs selbstverständlich sind: »In diesen ganz kleinen Momenten können sie Hannah nach draußen schicken: Beweg dich draußen, und auch mal Tim bitten: ›Ach setz dich doch an den Tisch und puzzle mal mit mir.‹ Das ist für mich geschlechterbewusste Pädagogik.«

Die Jungen sollen ruhiger werden und die Mädchen wilder, damit sie sich irgendwann in der Mitte treffen? Gleichmacherei also? So lautet der Vorwurf von Kritikern, die bei der Verwendung des Begriffs ›Gender‹ generell ideologische Absichten unterstellen. Auch Harald Martenstein fragt: »Muss man die Jungs einfach dazu bringen, sich wie Mädchen zu verhalten – ist das die Lösung?«, und beweist damit, dass er nicht zwischen Gleichmacherei und gleichwertiger Behandlung zu unterscheiden vermag. Ziel ist ja nicht die Umkehrung, sondern es geht darum, beiden Geschlechtern alle Angebote zu machen, anstatt gewohnheitsmäßig zuzuordnen. Bei jedem Jungen, der mit seinem Verhalten nicht den Erwartungen von Herrn Martenstein beziehungsweise des Erziehers oder der Erzieherin entspricht, könnte man die Gegenfrage stellen: Muss man Jungs denn unbedingt darauf beschränken, sich wie ›richtige‹ Jungs zu verhalten – ist das die Lösung?

Susanne Wunderer weiß aus ihrer Zusammenarbeit mit Erzieher_ innen: Es ist noch nicht selbstverständlich, allen Kindern unabhängig von ihrem biologischen Geschlecht möglichst viele Erfahrungsräume zu eröffnen. Sie erzählt, dass es nach wie vor Jungen gibt, die in ihrer Kindergartenzeit kein einziges Bild malen und nach drei Jahren mit einer leeren DIN-A3-Mappe verabschiedet werden, weil die Erzieherin davon ausgeht, Malen sei eben eine weibliche Beschäftigung. »Die Jungs dürfen so wild sein, wie sie wollen, und die Mädchen dürfen so ruhig sein und so gerne malen, wie sie wollen. Aber es ist wichtig, den Blick auf die Jungs zu haben, die nicht so wild sind, dass sie keine Stigmatisierung erfahren und kein negatives Feedback bekommen, wenn sie lieber malen und sich ruhiger verhalten, als es von Jungs vermutet wird.« Umgekehrt wäre es wichtig, Mädchen, die gerne wild sind, weiterhin darin zu ermutigen, und sie zu unterstützen, sich mehr Raum zu nehmen. Und zurückhaltenden Mädchen hilft die Rückmeldung, dass sie ruhig auch mal laut sein, ihre Stärke erproben und kämpfen dürfen. »Das passiert eben nicht einfach nur so, dafür braucht es eine Ermutigung.« Denn Fünfjährige haben bereits verinnerlicht, »welche Verhaltenseigenschaften Jungen und Mädchen gemeinhin zugeschrieben werden«, erklärt die Sportwissenschaftlerin Ina Hunger. Ihren Untersuchungen zufolge sind Bewegungsformen, die Mädchen nahegelegt werden und die sie selbst suchen, weniger raumgreifend und wettbewerbsorientiert.

Im Fall von Kay kam die Ermutigung nicht von den Erzieherinnen, sondern von einer Gruppe Mädchen. Als er im Kleid auftauchte, bekam er beim beliebten Mutter-Vater-Kind-Spiel einfach die Mutterrolle zugewiesen, die anderen wollten ohnehin lieber das Baby sein. Für Kay war das in dem Moment offenbar genau das Richtige, als ihm ein älteres Mädchen mit größter Selbstverständlichkeit erklärte: »Du wärst jetzt wohl mal die Mutter, und ich würde noch gar nichts reden können, okay?«

Schluss[3]

In der UN-Charta über die Rechte des Kindes heißt es: Jedes Kind müsse im Geist des Friedens, der Würde, der Toleranz, der Freiheit, der Gleichheit und der Solidarität erzogen werden. In allen offiziellen Statuten und Verlautbarungen, ob UN-Charta, EU-Recht oder Grundgesetz, findet sich die Forderung nach einer wirklichen Gleichberechtigung von Frau und Mann, ebenso der Verweis auf das Recht und die Möglichkeit zur freien Entfaltung der Persönlichkeit. Das klingt gut, ist aber leider das Gegenteil dessen, was Barbie und Transformer in die Kinderzimmer tragen, was Topmodels und Star-Wars-Figuren unseren Kindern einflüstern. Deshalb brauchen wir ein solidarisches Miteinander unter uns Erwachsenen, Eltern und Großeltern, Erzieher_ innen und Lehrer_innen, Pädagog_innen und Ärzt_innen, Entscheider_innen in Wissenschaft und Politik. Wir brauchen eine Diskussion darüber, eine Vision, wie wir uns die Zukunft für unsere Kinder und Enkel vorstellen, jenseits des oft materiell gedachten Wunsches: »Unsere Kinder sollen es einmal besser haben.« Es ist deshalb an der Zeit, dass wir uns darüber klar werden, was wir der zunehmenden Ökonomisierung vieler Lebensbereiche entgegensetzen möchten. Das ist heute wichtiger denn je, da mit dem Internet 2.0 ein neuer sozialer Raum entstanden ist, in dem Regeln und Gesetze, insbesondere der Umgang zwischen Erwachsenen und Kindern, zwischen Frauen und Männern noch einmal ganz neu ausgehandelt werden muss. Wollen wir diese Aushandlungsprozesse wirklich den Ökonom_innen, Marketingstrateg_innen und IT-Spezialist_innen überlassen?

„Es ist an der Zeit, unsere theoretische Übereinkunft, dass wir unsere Kinder gleichberechtigt erziehen wollen, mit neuem Leben zu füllen.“

Es ist an der Zeit, unsere theoretische Übereinkunft, dass wir unsere Kinder gleichberechtigt erziehen wollen, mit neuem Leben zu füllen. Geschlechtergerechte Erziehung ist eine gesellschaftliche Aufgabe, und Erwachsene mit und ohne eigene Kinder sollten ein Interesse daran haben, die immer noch herrschenden Rollenklischees nicht an die nächste Generation weiterzugeben.

Almut Schnerring © Deutscher Frauenring e.V.

[3] *„Die Rosa-Hellblau-Falle“, S. 224.*

Rollenbilder in den Medien: Alles bleibt anders, wir gestalten die Rollenbilder – und die Rollenbilder gestalten uns

(Barbara Sichtermann)

Barbara Sichtermann,

Publizistin und Schriftstellerin, geboren 1943 in Erfurt, wuchs auf in Kiel und studierte Sozialwissenschaften und Volkswirtschaft (bis zum Diplom) in Berlin.
Seit 1978 arbeitet sie als freie Autorin für den Rundfunk und verschiedene Printmedien. Sie schrieb dreißig Bücher. Ihre Themen: Leben mit Kindern, Frauenpolitik und –bewegung, Medien, die Rebellion von 1968. Bekannt wurde sie als Fernsehkritikerin der 'Zeit'. Sie erhielt den Elisabeth-Selbert-Preis und den Jean-Améry-Preis für Essayistik, die Hedwig-Dohm-Urkunde des Deutschen Journalistinnenbundes, die besondere Ehrung im Rahmen des Bert-Donnepp-Preis für Medienpublizistik, den Theodor-Wolff-Preis und 2015 den Luise-Büchner-Preis für Publizistik.

Liebe Gäste und Mitgestalterinnen dieses Fachseminars,

lassen Sie mich mein Referat zum Frauenbild in den Medien - ich werde mich vor allem auf das fiktionale Fernsehen beziehen - mit der Geschichte eines Schauspielers beginnen. Es handelt sich um eine gute Geschichte, der Schauspieler, von dem ich erzählen will, hat seinen Durchbruch zur Weltspitze geschafft. Aber es handelt sich auch um eine schlechte Geschichte, denn die Begleitumstände dieses Durchbruchs erhellen ziemlich viel Unerfreuliches an der Art und Weise, wie sich unser Leben als Männer und Frauen in Filmen spiegelt.

Vielleicht haben ja einige von Ihnen die fabelhafte Serie "True Detective" gesehen. Sie handelt von zwei Polizisten, die ein alter Mordfall nicht ruhen lässt und die ihn wieder aufrollen und klären - gegen den Willen ihrer Vorgesetzten. Der eine wird von Woody Harrelson gespielt, an den Sie sich vielleicht noch von dem Skandalfilm "Natural Born Killers" her erinnern. Den anderen, Rustin genannt, spielt Matthew McConaughey, ein Schauspieler, der zuvor insbesondere in Liebhaberrollen aufgefallen war. Die für ihn typischen Filmtitel hießen zum Beispiel "Verliebt, verlobt, verplant", und 2005 wurde er dann auch noch vom People's Magazine zum "sexiest man alive" gekürt. Er schien festgelegt und litt darunter. Er legte eine Schaffenspause ein und wartete auf bessere Rollen. Der Ritterschlag erfolgte dann mit "True Detective". Er spielt darin einen versoffenen, verkommenen, menschenscheuen, hochintelligenten Schnüffler, der den verzwickten Fall schließlich löst. Er macht das großartig. Niemand hätte ihm das zugetraut. Es schien so, als sei der gut aussehende Junge ein für alle Mal auf Romantic Comedies abonniert. Und jetzt war er plötzlich alles andere als romantisch. Er war hässlich, wortkarg, misanthropisch und immer schlecht drauf. Er war das sehr überzeugend. Und wurde ab jetzt als Schauspieler ernst genommen. - Warum erzähle ich Ihnen das?

Weil romantische Komödien oder auch schlicht: Liebesfilme, im fiktionalen Kino und im Fernsehen die Welt der Frauen abbilden; diese Filme werden für Frauen gemacht, die ihre Männer ins Kino mitschleifen, nur eine Minderheit von Männern guckt freiwillig solche Sachen. Es gibt auch Ausnahmen, ich meine Liebesfilme, die keine Schnulzen oder klamottige Komödien sind, die lasse ich hier mal beiseite. Was ich herausarbeiten möchte, ist Folgendes: Ein Schauspieler, der immer wieder für Rollen in leichten Liebesfilmen gebucht wird, kommt als Künstler letztlich schlecht weg. Das erzählt, finde ich, sehr viel über die Aufteilung der Welt unter den Geschlechtern - in der Kino- und Fernsehfiktion und auch im Leben. Die Bezogen-

heit einer männlichen Figur auf Frauen macht diese Figur tendenziell klein, wenn nicht lächerlich, die Bezogenheit auf Männer macht sie groß, macht sie bedeutungsvoll. Denn was für ein Feld ist das, auf dem ein Schauspieler sich ernsthaft bewähren könnte? Das wäre das Feld des Ehrgeizes, des Aufstiegs, des tiefen Falls, des Verbrechens, der Kameradschaft, der Verfolgungsjagden und des Kampfes auf Leben und Tod - eben die Welt der Serie von "True Detective", also die Welt der Männer. Klar kommen in so einer Welt auch Frauen vor, aber nur am Rande. Es ist die Männerwelt. Und ein Schauspieler, der sich in solchen Stoffen hervortut, der hat es geschafft. Der ewige Liebhaber dagegen wird von den Kollegen und Agenten belächelt.

Gönnen wir McConaughey die Wendung in seiner Karriere. Seien wir uns aber klar darüber, dass sein Aufstieg vom Darsteller als Frauenheld zum Darsteller eines kantigen Charakters, der mit Frauen nicht kann und im Kampf gegen eine Verschwörung des Schweigens und gegen andere Männer gewinnt, eine -wie ich finde- schwer erträgliche Verachtung für die Welt der Frauen im Film und damit - auf vermittelte Weise - auch für die Frauen im Leben impliziert. Ich mag die Serie True Detective, ich finde sie toll. Aber als ich dann las, dass der Darsteller McConaughey, den ich wie alle anderen Kritiker als Rustin sehr bewunderte, in den Herzensbrecher-Rollen, die er zuvor gespielt hatte, sozusagen unter seinem Niveau bleiben musste, während er jetzt als misogyner Säufer endlich ganz nach oben gekommen ist, da bin ich doch ins Grübeln geraten. Sind wir noch nicht weiter?

Jetzt gehe ich biografisch ein Stück zurück. Mein erstes prägendes Medienerlebnis war „Peterchens Mondfahrt“, das Weihnachtsmärchen am Stadttheater Kiel. Es sind ja *zwei* Kinder, die in dieser abenteuerlichen Fabel abheben, ein Junge und ein Mädchen. Dass nur der Junge im Titel genannt wird, stieß mir damals nicht weiter auf. Denn ich wollte nicht wie Peterchen sein und auch nicht wie seine Schwester Anneliese – ich wollte jemand werden, die sich solche Theaterstücke ausdenkt. Als ich später Pippi Langstrumpf las, wollte ich auch nicht wie die Heldin sein, sondern ich wollte jemand werden, die solche Bücher schreibt. Ganz so weit habe ich es nicht gebracht – aber der ursprüngliche Impuls, selbst die Bilder zu entwerfen, die da auf der Bühne oder in der Phantasie lesender Menschen Gestalt annehmen, den habe ich beibehalten. Und so bin ich schließlich Autorin und Kritikerin geworden. Als Feministin hat mich die Auslassung von Anneliese im Titel des populären Kindermärchens dann doch mächtig gestört. „Don't think, it's only entertainment“! Warum nicht: „Peterchen und Anneliese auf dem Mond“? Oder gar: „Anneliese und Peterchen auf dem Mond“? Entlang einer so gerichteten Aufmerksamkeit entwickelte sich meine Laufbahn als Kritikerin, und da mich die populären Medien und Formate immer besonders interessierten, kam ich zur Fernsehkritik.

Ich muss zugeben, dass ich mich die ersten Jahre in dieser Funktion mit der feministischen Perspektive zurückhielt. Richtig ausgeholt habe ich erst in dem Buch „Frauen sehen besser aus“, das ich mit Andrea Kaiser zusammen geschrieben habe. Darin ging es um eine Gesamtbilanz: Wie haben sich Frauen in und mit dem Medium Fernsehen bewähren können – ästhetisch, politisch, als Frontfrauen, als Führungskräfte, als Rollenvorbilder? Diese Bilanz fiel gemischt aus, ich könnte auch sagen: ambivalent. Frauen hatten manches erreicht, aber nicht genug, und die Darstellung der Frauen im Fernsehen, besonders im fiktionalen Bereich, ließ eine Menge zu wünschen übrig. Es gab die emanzipierte Frau, aber sie wurde oft unglücklich. Es gab die traditionelle Frau, aber sie war eigentlich nicht mehr interessant. Es gab die berufstätige Frau, aber inszeniert wurde sie meist als Mensch auf der Suche nach Liebe. Und da stehen wir heute noch.

Jetzt zurück zu meiner Reserve gegenüber der feministischen Kritik in meinen beruflichen Anfängen. Im Grunde hätte man damals, in den 80ern, jeden Film, jede Talkrunde, jede Doku und jede Unterhaltungsshow aus dieser Perspektive kritisieren können. Ich beließ es bei gelegentlichen Seitenhieben, weil ich damals noch Anhängerin der Spiegel-Theorie war, der zufolge die Realität von einem Medium wie dem Fernsehen gespiegelt wird, das Fernsehen also nichts dafür kann, wenn Frauen nicht aufsteigen und es auch nicht Aufgabe des Fernsehens ist, dafür zu werben, jedenfalls nicht in der Mehrzahl seiner Programme. Natürlich wusste ich, dass die Sache mit dem Spiegel nicht ganz wörtlich zu nehmen war, dass also niemals eine TV-Sendung, sei es aus dem Bereich des Journalismus oder der Fiktion, die Realität abbilden könne, wie sie eben ist, weil es eine solcherart gestaltete Objektivität gar nicht gibt, denn die Blicke der Macher auf ihren Gegenstand sind eben immer subjektiv. Aber einiges war doch dran an der Sache mit dem Spiegel, und vom Massenmedium Fernsehen zu verlangen, Frauen so zu zeigen, wie sie womöglich, nach erfolgreicher Agitation der Feministinnen, in zwanzig Jahren sein würden, erschien mir als verstiegen, als unangemessen. Das bedeutete aber nicht, dass ich die Charakterisierung von Frauen als Heimchen, z.B. in einer Serie, unkommentiert vorübergehen lassen würde. Aber es bedeutete den Verzicht auf Zumessung einer Avantgarde-Funktion des Mediums bei Rollenentwürfen für Frauen.

Bis ich eines Tages in einem Möbel-Designer-Laden einen ganz besonderen Spiegel entdeckte. Es war ein Spiegel mit einem Knick. In der unteren Hälfte des mannshohen Teils war eine Art Keil eingearbeitet, ebenfalls aus Spiegelglas, aber dieser Knick in der Optik des Spiegels reflektierte nicht, was vor ihm lag, sondern was sich neben und unter ihm abzeichnete, oder – um die Metaphorik für unsere Zwecke zu differenzieren: die noch oder schon verborgene Realität der Zukunft oder der Vergangenheit. Für das Wohnutensil Spiegel war das nur ein Spaß, eine kleine Unterbrechung der großen, glänzenden Fläche. Für den Versuch, das Verhältnis von Medien und Realität zu beschreiben, schien mir dieser Spiegel mit dem Knick sehr viel besser geeignet als ein herkömmlicher Spiegel. Medien können eben doch vorausschauen und reanimieren, sie können in den Zeiten springen, und sie haben die Möglichkeit, in ihrem Knickbereich –- wenn ich das so sagen darf – die Utopie aufblitzen zu lassen. Also darf man sie auch härter kritisieren, wenn sie das über lange Zeit konstant verweigern.

Fernsehredaktionen haben durchaus die Möglichkeit, Stoffe zu entwickeln, in denen Frauen sich in Tätigkeitsfeldern beweisen, die ihnen bisher fern lagen. Die sogenannten MINT-Fächer (Mathe, Informatik, Naturwissenschaft und Technik) und die Berufsperspektiven , die sich nach ihrem Studium ergeben, sind so ein Feld, das als frauenfern gilt und deshalb auch relativ selten zum Feld weiblichen Ehrgeizes wird. Das deutsche Fernsehen spiegelt diesen Zustand sozusagen Knick-frei, es zeigt uns, in Serien und Spielfilmen, vorwiegend Frauen, die von Beruf Galeristinnen, Marketing-Fachfrauen, Designerinnen, Personalreferentinnen, Journalistinnen oder in den klassischen Frauenberufen wie Lehramt, Medizin oder Gastwirtschaft tätig sind. Eine Ausnahme sind die Kommissarinnen – zu dieser erfreulichen Erscheinung komme ich später noch.

Ich möchte vorab noch ein wenig ausholen, um die Debatte auf eine breitere Basis zu stellen. Wenn wir uns unterm Gender-Aspekt die Aufteilung von Zuständigkeiten in der Welt der Fernseh- und Kinofiktion angucken, die von unserer wirklichen Welt jedenfalls nicht meilenweit entfernt ist, dann erkennen wir (ich vereinfache):

These 1: Frauen sind auf Männer bezogen;

These 2: Männer sind auf die Welt und vor allem auf andere Männer bezogen.

Differenzierung von These 1: Frauen sind auch auf Kinder, auf Familie im weiteren

Sinn und auf die damit verbundene Alltäglichkeit bezogen, sowie auf wachsende Ausschnitte von Welt in den letzten Dekaden.

Differenzierung von These 2: In der Welt, auf die Männer bezogen sind, kommen auch Frauen vor.

Barbara Sichtermann © Deutscher Frauenring e.V.

Eine einfache Interpretation der beiden differenzierten Thesen lautet dann so: Das Lebensthema von Frauen ist der Mann bzw. die Liebe. Das Lebensthema von Männern ist die äußere Welt, bzw. das Zusammenleben und das Wetteifern mit anderen Männern. Im Leben von Frauen kommt auch Welt vor, es wird sogar zunehmend welthaltiger, aber die Bezogenheit auf den Mann bleibt zentral. Deshalb würde man auch von einer Schauspielerin, die in einem unterhaltenden Liebesfilm die Hauptrolle spielt, nie sagen, sie bliebe unter ihren Möglichkeiten. Bei Männern aber sieht man das so. Seine Domäne ist ja auch nicht die Liebe, sondern der Kampf. Im Leben von Männern kommt auch Familie vor, sogar Liebe, es heißt, dass das Interesse der Männer an diesem Lebensbereich wachse. Sie brauchen dafür aber die vermittelnde Unterstützung einer Frau. Und dahinter steht immer ihre Bezogenheit auf die Welt, will sagen: auf die Konkurrenz und die Kooperation mit anderen Männern. Das also wäre das Szenario. Was folgt daraus für eine verändernde Strategie im Bereich des fiktionalen und unterhaltenden Fernsehprogramms?

Wenn Fernsehen vom Knick her spiegeln will, also auch mal etwas Zukunftsträchtiges wagen, was die Frauenrollen betrifft, so muss es die wachsende Werthaltigkeit weiblicher Lebensentwürfe im Blick behalten und die Bezogenheit auf den Mann lockern. Von daher fällt schon mal kein gutes Licht auf Telenovelas, die 'Anna und die Liebe' oder 'Hannah – folge deinem Herzen' heißen oder auf Filme nach Rosamunde Pilcher, Nora Roberts und Co., bei denen Frauen öfter mal tolle Berufe haben wie Verlegerin oder Tierärztin – aber sie könnten auch ganz etwas anderes sein, denn sie werden nicht von ihrem beruflichen Ehrgeiz her inszeniert, sondern von ihrer Bezogenheit auf den Mann und auf die Liebe. Und weil man das vorher weiß, ist die durchschnittliche TV-Liebesgeschichte, trotz aller Umwege, die gegangen werden müssen, bis sich Herz zum Herzen findet, so fade und so wenig abenteuerlich. Doch nicht nur der gesammelte Liebeskitsch im Fernsehen sei hier dreimal verflucht, sondern auch all jene aufwendigen Casting-Shows, in denen Frauen als Trägerinnen von Sex-Appeal in den Mittelpunkt gestellt werden und sich in nervenaufreibenden Wettkämpfen so lange von allen Seiten zu zeigen haben, bis sich herausstellt, wer die Schönste ist. Die Schönste ist ja nicht einfach nur die Schönste, sondern sie kriegt den Prinzen. Darum geht es. Männer wetteifern um Positionen, Frauen um den Mann. Wie fänden wir denn eine Vorabendserie, die "Erwin und die Liebe" heißt oder "Bernhard, folge deinem Herzen"? Die fänden wir lächerlich, aber keine Sorge, Serien mit einem solchen Titel und dem entsprechenden Inhalt werden uns nie ein Stirnrunzeln abverlangen, denn sie werden nie gedreht.

„Männer wetteifern um Positionen, Frauen um den Mann.“

Casting-Shows wie 'Germany‘s Next Topmodel' stehen, seit es sie gibt, in der Kritik, weil hier angeblich die Erwartungen junger, unbedarfter Frauen, als Star groß rauszukommen, übel ausgenutzt werden. Es wird dabei übersehen, dass der ganze Auftrieb eine gigantische Inszenierung der Bezogenheit von Frauen auf den Mann darstellt. Der Mann hat die Augen im Kopf, in letzter Instanz geht es um seine Freude beim Anblick der weiblichen Schönheit und um seine Bereitschaft, sich den Genuss etwas kosten zu lassen – und sei es ein Ja-Wort. Der Mann als Begutachter jener Valeurs an einer Frau, die ihn früher fast als einzige, heute immer noch als vordringliche interessieren, nämlich die erotischen, führt in sehr vielen Unterhaltungsprogrammen insgeheim die Regie. Er lernt erst langsam, die Frau als Satisfaktionsfähige, ihm in der funktionalen Konkurrenz Ebenbürtige zu akzeptieren. Sie kennen sicher die auch hier in Deutschland seit Langem erfolgreichen amerikanischen Serien CSI, Criminal Intent u.a.m. Ich mag Melina Kanakaredes, die als CSI/ NY-Teamfrau Stella Bonasera hervorragend rüberkommende Schauspielerin, wirklich sehr gerne. Aber ich frage mich manchmal, wie sie wohl selbst dazu steht, dass sie in ihrer Rolle als hoch kompetente Spezialistin in Sachen Spurenanalyse, die ständig zwischen Tatort und Labor hin- und her hetzt, ausnahmslos eng anliegende Tops mit tiefem Ausschnitt trägt. Sie ist nicht die einzige. Die CSI- und Criminal-Intent-Schauplätze sind immer zugleich Model-Laufstege. Auch die tolle Jordan aus der Krimi-Serie mit dem Untertitel: "Pathologin mit Profil" trägt ausnahmslos sexy Outfits, und zwar betont sexy und am Arbeitsplatz. Dabei ist sie gar nicht auf Männerbekanntschaften aus, sie ist wirklich sehr ehrgeizig in ihrem Job, lässt sich nichts sagen, auch nicht vom Chef, macht ausnahmslos ihr Ding und ist dennoch ununterbrochen auf dem Laufsteg. Was soll das? Was für eine Realität lässt da grüßen?

An dieser Stelle kommt immer der Einwand, man solle doch bitte nicht prüde sein und schöne Frauen könne es doch gar nicht genug auf der Welt bzw. im Fernsehen geben. Das ist alles geschenkt. Aber wenn man raus will aus der Mann-Bezogenheits-Falle, muss man eben auch den überinszenierten weiblichen Sex-Appeal in Fernseh-Shows und Serien ansprechen – der allerdings nur dann wirklich bedenklich wird, wenn er Dreh- und Angelpunkt des weiblichen Vorhandenseins ist, wie in den Casting-Shows. Bei CSI kneift man ein Auge zu. Denkt aber: Scarlett O'Hara war auch schön, aber sie hat den Mann, den sie an sich binden wollte, nicht gekriegt, und sie war eine Geschäftsfrau und eine Landfrau, die unbedingt von diesen Tätigkeitsfeldern her inszeniert worden ist. Anders hätte die Figur, hätten weder Roman noch Film ihren enormen Erfolg eingefahren.

Jetzt komme ich nochmal auf Matthew McConaughey und die Rollen zurück, die er vor seinem Durchbruch gespielt hat. Der anti-emanzipative Effekt, den die im Fernsehen immer noch so beliebten Liebeskitsch-Filme aufgrund ihrer Verlogenheit haben, lässt sich sehr gut festmachen an einer Analyse der zu den leading Ladies dazu gehörenden Männerfiguren. Ich kann mir kaum vorstellen, dass es einen Schauspieler gibt, der so eine Rolle gern oder auch nur bereitwillig spielt, und von McConaughey wissen wir ja, dass das auf ihn zutraf. Die Schauspieler machen es, weil sie in irgendwelchen Verträgen drinstecken oder weil sie Geld brauchen. Fast immer sind diese Figuren verzeichnet, klischiert, konturlos und lebensfern. Das liegt daran, dass all diesen Filmen eine Basis-Lüge zugrunde liegt, die heißt: >Das Wichtigste im Leben eines Mannes ist die ('richtige') Frau. < Das Wichtigste im Leben eines Mannes sind die anderen Männer, mit denen er bei seinem Aufstieg und Abstieg, bei seinem Kampf um Posten oder auch ums Überleben zu tun hat. Wenn er eine Frau in diesem Szenario unterbringen kann – umso besser. Aber sie hat, dramaturgisch gesehen, nicht den zentralen Platz in seinem Leben inne. Für sie selbst sieht es anders aus: ohne Mann keine hoch angesehene, keine mit ihrem Leben zufriedene, keine schöne, keine

glückliche Frau. Beruf kann sein, muss heute sogar sein, aber ist er der Glücklich-Macher? Der Liebesfilm kann sich mit solchen Asymmetrien nicht groß abgeben, und so täuscht er eine Gleichheit der Lebensziele beider Geschlechter vor – was dann zu derart verunglückten Männerfiguren führt wie den Galan im deutschen TV-Liebesfilm und auch im amerikanischen Liebesfilm.

Erst kürzlich, am 4.Oktober, lief im ZDF eine neue Rosamunde-Pilcher-Verfilmung mit dem Titel: "Vollkommen unerwartet", wobei jede Wendung in diesem Film zu erwarten war. Die Rechtfertigung für den Titel lag darin, dass die männliche Hauptfigur sich zu Beginn des Films in eine Frau verliebt, von der er nicht weiß, dass sie mit seinem Bruder so gut wie verlobt ist. Und dann sieht er sie wieder - am Arm seines Bruders, und das war unerwartet. Mit den Frauenfiguren in diesem Film konnte man sich zur Not abfinden. Die Männer aber waren unzumutbar. Hier sollte dem Publikum weisgemacht werden, dass es für sie um Leben und Tod ging, dabei reichte es letztlich auch nur zu einem Kinnhaken. Der verlassene Bruder tröstete sich dann auch blitzartig. Er war trockener Alkoholiker und kurz davor, sich aus Schmerz über den Verlust der Verlobten zu besaufen. Er tat es dann doch nicht und kommentierte seine Tapferkeit mit einem wegwerfenden: "Nicht wegen einer Frau". Na also, da wurde der Film gegen seine Intention einmal ehrlich. Damit aber verriet er seine gesamte Dramatik, die ja nun davon lebte, dass die Brüder dieselbe Frau begehrten. Während die Frau von Anfang an wusste, welchen der beiden sie wollte. Frauen sind ja so klug - in Liebesdingen, muss man in Klammern dazu sagen. Und Männer so dumm. Natürlich, die Liebesdinge sind ja auch nicht ihre Domäne. Selbst bessere und teure Kinofilme mit Richard Gere in der Rolle des Liebhabers hinterlassen meist das schale Gefühl einer unwahren Reduktion; bei "Pretty Woman" hat die geschickte Verzahnung der geschäftlichen Krise des Managers mit der Liebesgeschichte dieses Gefühl überlagert. Aber denken wir mal an Casanova, dessen Memoiren ich zur Lektüre empfehlen kann, und dessen Leben ja mehrfach verfilmt worden ist. Dieser berühmte homme à femmes war immer zuerst Projekteschmied, Alchimist, Diplomat und Intrigant an verschiedenen Höfen, bevor er Liebhaber war.

Es ist nützlich, sich bei der Betrachtung von Rollen und Realität und den Fragen nach dem Zuschnitt von Frauenlaufbahnen auf dem komplementären Feld, dem der Männer, umzusehen. Der größte Coup, der im vergangenen Jahrzehnt hierzu gelandet wurde, ist Kathryn Bigelow's Oscar-prämierter Film „The Hurt Locker“. Die Geschichte spielt im Irak, sie zeigt in quasi-dokumentarischer Manier einen Trupp amerikanischer Soldaten, der Bomben entschärft – Bomben, die erst mal gefunden werden müssen. Protagonist James erlebt alle mörderischen Schrecken, die denkbar sind. Gleichwohl kehrt er nach dem Ende seiner Dienstzeit und einem kurzen Aufenthalt bei Frau und Kind in den USA an den Ort seiner Bewährung, seiner Kämpfe und seiner Kameraden – trotz täglicher Lebensgefahr - zurück. Nur hier kann er sein, der er sein will und der er geworden ist. Ein Extrembeispiel, sicher, aber ein sehr guter Kommentar zu der angeblichen Frauenbezogenheit der Männer im Mainstream der fiktionalen TV-Unterhaltung.

James, der Held aus „Hurt Locker“, kennt sich mit Sprengstoff aus, mit Verschaltungen, mit Elektronik, mit all den physikalischen und chemischen Prozessen, die da hineinspielen, er ist, kurz gesagt, ein MINT-Mann. Der gesamte MINT-Bereich, um dessen Eroberung durch Frauen auch auf dem Weg des Rollenvorbildes man sich mit girl's days und auch diesem Seminar hier so viel Mühe gibt, ist männlich konnotiert, und die Konsequenzen dieser Tatsache sind ein viel stärkerer Hinderungsgrund für Frauen, sich auf solchen Feldern zu tummeln, als eine angebliche weibliche Minderbegabung. Männer sind in gewissen Zusammenhängen, eigentlich sogar in den meisten Zusammenhängen, gerne unter sich, und sie mögen es nicht,

wenn Frauen ihnen bei der Arbeit über die Schulter gucken, um sich später dann auch noch gleichberechtigt in ihren, der Männer ureigenen Domänen, aufzuhalten. Das gilt nicht für alle Informatiker, Ingenieure und Bombenentschärfer, aber die Grundstimmung ist auf weite Strecken noch so.

„Frauen sollen erotisch sein, sie sollen meinethalben Schmuckdesignerinnen oder auch Personalreferentinnen werden, aber sie sollen die Männer bei ihrer ernsthaften Beschäftigung mit Naturwissenschaft und Technik in Ruhe lassen.“

Frauen sollen erotisch sein, sie sollen meinethalben Schmuckdesignerinnen oder auch Personalreferentinnen werden, aber sie sollen die Männer bei ihrer ernsthaften Beschäftigung mit Naturwissenschaft und Technik in Ruhe lassen. Dieser Gender-Aspekt bei der Ausrichtung weiblicher Neigungen auf die verschiedenen Berufsfelder wirkt über vielerlei Vermittlungen bis hinein in die persönliche Entscheidung, und er wirkt natürlich auch auf die Entwickler von Stoffen in den Redaktionen der Fernsehsender. Hier ist die Grundstimmung wichtig und sie macht sich perfiderweise oft geltend, ohne dass die Beteiligten wüssten, ob und wie. Zudem sind MINT-Fächer als trocken verschrien – wie wollen sie die Trockenheit eines Labors, einer Versuchsstrecke, eines Computerprogramm oder kurz gesagt: die Abstraktheit eines Algorithmus mit einer Frauenfigur zusammenbringen und in eine Fernsehserie transferieren, ohne dass die Leute abschalten? Ich glaube, dass die US-Serien CSI und Crossing Jordan bis hin zu Navy CIS und Criminal Minds hierauf schon eine positive Antwort gefunden haben. Die Idee war, einen Krimi mal nicht vom Polizeirevier aus zu erzählen, sondern von der Pathologie und der Spurenanalyse her. Und die Protagonisten sind nicht mehr nur mit Polizeiuniform und Knarre ausgestattet, sondern auch mit weißen Kitteln und Pinzetten. Und überall sind Frauen dabei – kompetent, erfahren, gleichberechtigt. Und das Pathos ist dasselbe wie in guten alten Polizeifilmen, es geht um die Wahrheit. Nur sind bei der Suche nach dieser nicht mehr der Instinkt des Cops und seine Treffsicherheit beim Schießen entscheidend, sondern die Treffsicherheit einer Laborantin bei der Spurenanalyse. Dieser *Turn* – weg von der Straße, hinein ins Labor – war genial. Er hat MINT als moderne Technik in den Krimi gebracht und er hat Frauen nicht immer bloß als Opfer, sondern als Ermittlerinnen in den Krimi gebracht – wobei die Straße natürlich als Action-Schauplatz nicht völlig wegfällt und auch die schöne weibliche Leiche nicht. Aber sie ist als Corpus delicti jetzt in einem ganz anderen Sinne wissenschaftlicher Untersuchungsgegenstand als früher. Wenn sich die attraktive schwarze Gerichtsmedizinerin Alex Woods über eine Tote beugt und sagt: „Die blauen Flecken wurden ihr ante mortem zugefügt“, ist der Mörder schon so gut wie gefasst. Von Trockenheit keine Spur.

Aber die unterstellte Trockenheit ist es, die Mädchen heute vom Studium der MINT-Fächer abhält – und mit Verweis darauf haben die kreativen Menschen, die in den Redaktionsstuben sitzen und einen Stoff mit einer Mathematikerin als Heldin ablehnen, dann wieder gute Argumente auf ihrer Seite. Man kann doch nicht einfach das Wunschdenken von Feministinnen zur Richtschnur nehmen, wenn man eine Serie entwickelt. Ein Film über Marie Curie ist das Eine, aber die Frauen von heute haben andere Sorgen als die Entdeckung der Radioaktivität, und sie sitzen nun mal mehrheitlich nicht in Labors und basteln auch nicht in Werkstätten an Geräten herum. Ganz zu schweigen von einem visuell immer noch nicht befriedigend erschlossenen Arbeitsplatz der Software-Tüftelei. Das Fernsehen, verstanden als Programm-Maschine, operiert in diesen Fragen mit einem altmodischen Spiegel ohne Knick. Es nimmt nicht wahr, was sich

schon anbahnt oder was bald Realität sein könnte – es müsste dafür nur ein bisschen in die Knie gehen und den Spiegel-Knick beäugen wie die Wahrsagerin ihre Glaskugel. Es würde im Knick-Bereich Mädchen entdecken, die Mathe-Spitzenleistungen erbringen und das erste Computerprogramm entwickelt haben, das auf gesprochene Sprache reagiert, Mädchen, die Physikerin geworden sind und dann noch Bundeskanzlerin, Mädchen, die für ein Medizinstudium ihre Familie verlassen haben – die gibt es schon seit 150 Jahren. Wenn das kein dramatischer Stoff ist!

„Der wichtigste Schritt ist getan: Kommissarinnen werden von ihrem Beruf her inszeniert, das Private, früher bei Frauen immer im Mittelpunkt, wird an den Rand gedrängt.“

Aber wir wollen nicht ungerecht sein. Wir haben ja, wie oben erwähnt, die Kommissarinnen und damit einen Knick-Blick in den Spiegel, der viel von Zukunft in sich hat. In dem erwähnten Buch, das ich mit einer Co-Autorin über das Fernsehen und die Frauen geschrieben habe, sind die Kommissarinnen noch kritisch als scheltende Mütter, die dazwischen gehen, wenn die Jungs sich hauen, abqualifiziert worden. Aber da muss ich jetzt, ein Jahrzehnt später, einiges korrigieren. "Unsere" heutigen Kommissarinnen sind sehr wohl emanzipierte Frauen, die von ihrem Job her inszeniert werden, das hat sich immer deutlicher herausgestellt, und sie sind, anders als die Polizeiarbeit leistenden Girls in den US-Serien, auch kaum auf dem Laufsteg unterwegs. Sie haben zuweilen typische Frauenprobleme, so Charlotte Lindholm im Niedersachsen-Tatort, mit der Betreuung ihres kleinen Sohnes. Liebesverwicklungen kommen auch manchmal vor, das gilt aber zunehmend ebenfalls für die Männer. Der wichtigste Schritt ist getan: Kommissarinnen werden von ihrem Beruf her inszeniert, das Private, früher bei Frauen immer im Mittelpunkt, wird an den Rand gedrängt. Ich weiß nicht, ob Sie die Serie "Kommissarin Lund" mit Sofie Grabol gesehen haben, eine dänische Serie mit einer Polizistin als Zentralfigur, die neben ihrer feinen Nase für die Spur des Verbrechens insbesondere durch die Geringschätzung für alles, was Familie ausmacht, charakterisiert ist. Das ist fast schon ein wenig übertrieben, wie diese Frau ihren Sohn vernachlässigt und auf ihre Mutter pfeift und ihre diversen Liebhaber enttäuscht - es geht nun mal leider nicht anders, denn der Mord muss aufgeklärt werden und sie ist die einzige, die ahnt, wie alles zusammenhängt. Außerdem trägt sie immer den gleichen Norwegerpullover und lächelt selten. Eine großartige Serie, die nach der Seite der Charakterisierung und Inszenierung von Frauenfiguren alle Erwartungen der Emanzipation erfüllt und vollkommen glaubwürdig ist.

Aber zurück nach Deutschland. Hier ist, alles in allem, die "Kommissarinnen"-Flut, die vor Jahr und Tag noch als unrealistisch und irritierend getadelt wurde, inzwischen als normales Wetter in die - sich immer weiter ausdehnende - Krimi-Landschaft des fiktionalen Fernsehens integriert worden. Anstoß nimmt ob der großen Zahl ermittelnder Frauen niemand mehr. Ich glaube, da hat sich was herumgesprochen: Die Tatsache, dass es in der Realität viel weniger Frauen in so hohen Positionen bei der Polizei gibt wie in der Fernsehfiktion, ist kein Einwand. Sie ist vielmehr ein Zeichen. Fernsehen darf vorwegnehmen, und es soll sogar. Nicht immer und überall, bei Rosamunde-Pilcher-Verfilmungen erlaubt sich das Fernsehen sogar Rückschritte. Aber auch diese verändern sich: Frauen werden zwar von ihren Herzensangelegenheit her inszeniert, sind aber heute nicht mehr ganz so retro wie einst. Im letzten Pilcher-Film, den ich erwähnte, war die umworbene Frau sogar Polizistin. Und es war nirgendwo die Rede davon, dass sie nach der Heirat den Beruf aufgeben würde.

Barbara Sichtermann © Deutscher Frauenring e.V.

Einen Einwand gäbe es nun noch: es können ja nicht alle Frauen Polizistinnen werden. Aber das wäre natürlich ein Missverständnis. Es versteht sich, dass die Kommissarin als eine Symbolfigur oder eine Art Allegorie verstanden werden muss. Sie besagt: Mädels, schaut mal, hier bin ich, eine Frau in einem sogenannten Männerberuf. Es gibt inzwischen viele wie ich, also ist der Beruf der Detektivin inzwischen auch ein Frauenberuf - falls man denn daran festhalten will, Berufen ein Geschlecht zu geben. Außerdem agiere ich selbstbewusst, ich mache mein Ding, ich mache Fehler (das kommt vor), ich mache es richtig (das kommt auch vor), ich habe Erfolg und die Kollegen akzeptieren mich. Dass so eine Figur ebenso Managerin, Politikerin, Hoteldirektorin, Ingenieurin oder Neurowissenschaftlerin sein könnte, ist klar. Und das Publikum sieht das auch so.

Betrachten wir das Publikum. Den genannten Krimi-Frauen, ob nun Kommissarin oder Pathologin, stehen bzw. sitzen Zuschauerinnen gegenüber, die sich gern mit einer Frau in Jeans und Norwegerpulli oder im weißen Kittel statt im sexy Outfit identifizieren. Sogar Männer finden es dann auch wieder spannend, wenn Frauen was können, anstatt bloß was herzuzeigen. Sie sind, wie auch die Zuschauerinnen, ambivalent. Wo wir herkommen, von den alten Rollen, in denen Männer Macker sind und Frauen Berufe haben, in denen sie „was mit Menschen“ machen können, scheint immer noch sehr verlockend zu sein. Aber die neuen Umrisse, die der Knick im Spiegel zeigt, die Frauen mit dem Mikroskop vorführen anstatt mit der Apfeltorte, die faszinieren gleichermaßen. Von denen würde man gern mehr erfahren und sich dabei gut unterhalten. Am Publikum wird es quotenmäßig nicht scheitern, möchte man den Fernsehmachern zurufen, wenn die weiblichen Figuren in Bewährungsfeldern verortet werden, die einst den Männern vorbehalten waren und als "trocken" galten. Die Schauspielerinnen werden sich sicher auch nicht entziehen. Die Autorenschaft muss vielleicht nachhaltig ermutigt werden. Die Kritik, das garantiere ich, wird jubeln.

Wie wär's, wenn man „Hannah, folge Deinem Herzen“ umformulierte in „Hannah, folge deinem Ehrgeiz“? Der Witz daran wäre, dass eine Hannah, die ihrem Ehrgeiz folgte, es sehr viel leichter hätte, die Bedürfnisse ihres Herzens zu befriedigen. Wenn der Mann für die Frau eine Option ist und keine Notwendigkeit, dann wird auch die Liebe und mit ihr der Liebesfilm wieder abenteuerlich.

Und Matthew McConaughey müsste es nicht mehr bereuen, den Liebhaber zu geben, denn so eine Rolle wäre jetzt in ähnlicher Weise erfüllt und erfüllend wie der arme kaputte Rustin in "True Detective".

Einfluss von Sprache auf Geschlechterrollenbilder

(Prof. Evelyn Ferstl)

Prof. Evelyn Ferstl

ist seit 2011 Professorin für Kognitionswissenschaft und Genderforschung an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Nach Studien in München und Boulder, Colorodo, USA, habilitierte sie sich am Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften in Leipzig und war dann Senior Lecturer an der University of Sussex in Brighton, GB. Ihre Forschung befasst sich mit der Frage, wie Sprache der Kommunikation dient, wie sprachliche Aussagen im täglichen Miteinander interpretiert werden. Neben Studien zur Repräsentation von Textverstehensprozessen im Gehirn erforscht sie das Zusammenwirken von linguistischen, kognitiven und affektiven Aspekten während des Sprachverstehens.

Frauen können nicht einparken, Männer weinen nicht… Geschlechterrollen und –stereotypen sind in unserer Gesellschaft noch immer stark verankert. Trotz steigender Beteiligung von Frauen im Erwerbsleben und in politischen und gesellschaftlichen Ämtern halten sich Vorurteile und Klischees hartnäckig. In diesem Vortrag möchte ich aufzeigen, wie Sprache dazu beiträgt, dass Frauen auch nach der Emanzipationsbewegung der 70er-Jahre eher im häuslichen und familiären Bereich verortet werden und dadurch im öffentlichen Bereich weniger sichtbar sind.

Viele Ausdrucksweisen spiegeln solche Klischees direkt wider. Dazu gehören natürlich explizit diskriminierende Begriffe (z.B. „meine Alte“), oder sexualisierende Sprache. Aber auch vermeintlich sympathische oder witzige Formulierungen führen zu einer Imbalance der Geschlechterverhältnisse. Stereotype Rollenzuschreibungen sind am Werk, wenn eine der weltweit mächtigsten Frauen, die Bundeskanzlerin, „Mutti“ genannt wird, wenn Frauen mit kindlichen oder verkleinernden Attributen versehen werden (z. B. niedlich, Mädchen), oder wenn andererseits durch Ausdrücke wie „toller Hecht“ oder „er steht seinen Mann“ im Gespräch über Männer deren Potenz, Kraft und Unverletzlichkeit in den Vordergrund gerückt werden.

„Stereotype Rollenzuschreibungen sind am Werk, wenn eine der weltweit mächtigsten Frauen, die Bundeskanzlerin, „Mutti“ genannt wird […]“

Solch abschätzige Sprache wird häufig kritisiert und sie ist längst in den Kanon der „politisch inkorrekten“ Formulierungen aufgenommen worden. Anders sieht es aus, wenn man eine subtilere Form der sprachlichen Diskriminierung betrachtet: das generische Maskulinum. Im Deutschen gibt es für die meisten Personenbezeichnungen maskuline und feminine Formen. Ärzte und Ärztinnen, Schülerinnen und Schüler, oder den Nachbar und die Nachbarin. Dennoch wird in den meisten Fällen die maskuline Form gewählt: in Bezug auf Personen unbekannten Ge-

schlechts, wenn das Geschlecht der Person nicht relevant ist, wenn männliche und weibliche Personen gleichermaßen gemeint sind, oder wenn eine verallgemeinernde Aussage gemacht werden soll (Duden, 1995). Trotz der Verwendung maskuliner Formen seien in diesen Fällen Frauen und Mädchen ausdrücklich „mitgemeint".

Ein Beispiel für eine solche Formulierung ist das aus der Fernsehwerbung bekannte „Zu Risiken und Nebenwirkungen befragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker!". Natürlich wissen alle, dass sie durchaus auch die Apothekerin befragen dürfen. Erzeugt dieser Satz aber auch unmittelbar die Vorstellung einer weiblichen Apothekerin – oder haben wir nicht doch das Bild eines männlichen Apothekers vor uns? Ich habe mir die Mühe gemacht, das Internet zu befragen – eine zufällige Ansammlung von Information, die jedoch durchaus unser gemeinsames, gesellschaftliches Wissen repräsentiert. Wer in die Google-Bildersuche das Wort „Apotheker" eingibt, erhält auf den ersten zwei Seiten 50 Bilder, von denen immerhin 26% eine Apothekerin zeigen. Bei „Apothekerin" dagegen, wird nicht ein einziger Mann dargestellt, 100% der Bilder zeigen eine Frau. Dieses Ergebnis scheint zu bestätigen, dass das Femininum spezifisch ist, d.h., nur Frauen, aber keine Männer bezeichnen kann, während das Maskulinum generisch (also allgemeiner) ist, d.h. Personen jeden Geschlechts bezeichnen kann. Führt man sich jedoch vor Augen, dass in Deutschland 80% Apothekerinnen nur 20% Apothekern gegenüberstehen (bei Apothekenhelferinnen und PTAs ist der Anteil sogar 97%!), wird schnell klar, dass die Bilder nicht die Wirklichkeit widerspiegeln, sondern Männer eindeutig überrepräsentiert sind. Das Wort „Apotheker" hat also – zumindest bei Google – eine männliche Konnotation.

Kritik an diesem androzentrischen Sprachgebrauch wird schon seit langem geübt. Ungebrochen aktuell sind die scharfen Analysen und Glossen von Luise Pusch aus der feministischen Linguistik (u.a. in „Das Deutsche als Männersprache"), neuere Bücher zu Sprache und Geschlecht wurden von Gisela Klann-Delius und Ruth Ayaß vorgelegt, und eine interessante Genderforschungs-Perspektive nimmt Lann Hornscheidt ein.

Um der im generischen Maskulinum inhärenten sprachlichen Ungleichbehandlung zu begegnen, wurden verschiedenste Methoden vorgeschlagen. Die Zielsetzung einer geschlechtergerechten (oder gendersensiblen) Sprache ist eine Reduktion der Prominenz des Männlichen. Für viele Bereiche des öffentlichen Lebens liegen Richtlinien vor (z.B. an Universitäten, für Packungsbeilagen von Medikamenten, in Stellenanzeigen, in der Rechtssprache), wie z.B. der Leitfaden der UNESCO-Kommission (Hellinger & Bierbach, 1993). Die vorgeschlagenen Strategien lassen sich in drei – teils historisch gewachsene – Bereiche gliedern:

Das Sichtbarmachen von Frauen. Dazu gehören die Beidnennung (*Studentinnen und Studenten*), Schrägstrichvarianten (*Student/in*), und das Binnen-I (*StudentIn*). Weniger häufig sind ein bewusstes Abwechseln von femininen und maskulinen Formen (*Professorin und Student*) oder die 2013 viel diskutierte Einführung eines „generischen" Femininums an der Universität Leipzig (*Professorin*).

Das Neutralisieren von Geschlecht. Statt durch Sichtbarmachung von Frauen das Geschlecht besonders in den Vordergrund zu rücken, soll dieser Ansatz helfen, von

einer Geschlechtszuweisung ganz abzusehen. Wenn möglich, werden geschlechtsneutrale Begriffe benutzt (z.B. *Person*), Bezeichnungen, die für beide Geschlechter gleich lauten (insbesondere Partizip-Nominalisierungen, *Studierende*), oder Pluralausdrücke. Auch neue, dritte Formen, mit denen kein Geschlecht assoziiert wird, gehören in diese Kategorie. Lann Hornscheidt hat mit der Bitte, nur noch mit *Profx* angesprochen zu werden, letztes Jahr überwältigend negatives Presse-Echo ausgelöst.

Aufheben der Dichotomisierung von Geschlecht. Aus der Queer-Theorie, die Geschlecht als dichotome Kategorie ablehnt, kommen neuere Vorschläge, die sich jedoch noch nicht durchsetzen konnten. Dazu gehört die Unterstrich-Variante (*Student_in*), mit der die Lücke zwischen den Geschlechtern explizit gemacht werden soll, oder die *-Variante (*Student*in*), die im Gegensatz zum Unterstrich die Vielfalt der Geschlechtsidentitäten markiert.

Trotz dieser vielfältigen Möglichkeiten zu einer geschlechter-gerechteren Sprache beizutragen, gibt es erheblichen Widerstand, das generische Maskulinum zu vermeiden. Die Diskussion nimmt oft absurde Züge an. Obwohl die Kritiker betonen, dass das Thema eigentlich ein Luxusproblem sei, wird der „Genderwahnsinn“ aggressiv und höchst emotional angeprangert. Warum ist das so?

Prof. Ferstl © DFR

Sehen wir uns einige der Argumente an. Neben der Sorge um die Lesbarkeit oder die Verständlichkeit von Texten wird die Uneinheitlichkeit der Strategien ins Feld geführt. Der Einwand, dass Sprachwandel nicht durch gesetzliche Vorgaben oder Leitlinien aufoktroyiert werden kann, lässt sich sofort entkräften: man denke nur an das „Fräulein“, das durch einen Erlass des Bundesinnenministeriums im Jahr 1971 aus der Amtssprache verbannt wurde und inzwischen auch im Alltag fast völlig verschwunden ist. Und *last but not least*: Frauen seien sowieso mitgemeint, eine Änderung des Sprachgebrauchs sei daher überflüssig.

Für eine Auseinandersetzung mit diesem Argument benötigen wir ein anderes wissenschaftliches Instrumentarium als das in der Genderforschung übliche. Um zu untersuchen, welche Repräsentationen von Leserinnen und Hörern beim Verstehen von Sprache aufgebaut werden, können wir Methoden aus der Experimentalpsychologie und Kognitionswissenschaft heranziehen. Wie ein solcher quantitativer Ansatz für die Genderforschung wichtige Impulse geben kann, habe ich mit meiner Kollegin Anelis Kaiser kürzlich in einem Aufsatz begründet (Ferstl & Kaiser, 2013). Heute möchte ich anhand von konkreten Studienergebnissen aufzeigen, wie stark Sprache und Denken verwoben sind. Frauen mögen zwar mit-*gemeint* sein, wenn von Ärzten, Apothekern oder Fußballspielern die Rede ist, sie werden jedoch nicht mit-*verstanden*.

Eine wichtige Eigenschaft des Deutschen (und vieler anderer Sprachen) ist, dass alle Nomen ein grammatikalisches Geschlecht haben, das Genus. Dies ist zwar für Gegenstände relativ zufällig (z.B. die Jacke und der Mantel; die Couch, das Sofa, und der Diwan), kann aber dennoch die Wahrnehmung der Eigenschaften leicht

beeinflussen. Vor allem ist dadurch die Unterteilung der Welt nach Geschlechtern ständig präsent. In anderen Sprachen gibt es diese Unterscheidung nicht. Die japanische Schriftstellerin Yoko Tawada beschreibt dies in einem Essay. Die dritte Klasse von Sprachen verfügt über natürliches Geschlecht; d.h. die Sprache verfügt über Mittel, ein Geschlecht zuzuweisen. Dies wird jedoch nur auf Personen angewandt, und nur, falls das Geschlecht relevant ist. Im Englischen werden z.B. die Pronomen *he* und *she* unterschieden, und es gibt morphologische Markierungen für Personenbezeichnungen, etwa *actor* und *actress*.

Überraschenderweise gibt es einen Zusammenhang zwischen der Struktur der Sprache, die in einem Land vorherrscht, und der Geschlechtergerechtigkeit. Jennifer Prewitt-Freilino hat mit KollegInnen 2012 den *Gender Gap Index* des World Economic Forum in Bezug gesetzt zur Verwendung genus-markierter Sprachen. Um andere Einflussfaktoren, wie Religion, Regierungsform oder Wohlstand auszugleichen, wurden diese statistisch kontrolliert. Das Ergebnis zeigte, dass der Gender Gap in Ländern mit grammatikalischem Genus größer war, als wenn die Sprache kein Geschlecht oder nur natürliches Geschlecht markiert. Dies war vor allem in den Bereichen „Wirtschaftliche Beteiligung“ und „Politischer Einfluss“ zu sehen.

„Überraschenderweise gibt es einen Zusammenhang zwischen der Struktur der Sprache, die in einem Land vorherrscht, und der Geschlechtergerechtigkeit.“

Wie kann ein solcher Effekt zustande kommen? Wichtig ist, dass mit einer solchen Korrelation noch keine Kausalität nachgewiesen ist. Die Sprachen unterscheiden sich ja auch in Bezug auf andere Faktoren, und sie haben sich über viele Jahrhunderte entwickelt. Dennoch kann man spekulieren, dass die Verwendung von Genus – und insbesondere die Verwendung des generischen Maskulinums eine Festigung von Geschlechterrollen bewirkt.

Sehen wir uns nun psychologisch-experimentelle Studien an, die sich der Frage nach dem Einschluss von Frauen widmen. Dagmar Stahlberg und Sabine Sczesny zeigten 2001 in einer Reihe von Untersuchungen, dass gender-sensible Sprache den Einbezug von Frauen erhöht. Werden Versuchspersonen z.B. nach ihrem Lieblingsmusiker gefragt, antworten sie nicht so häufig mit, etwa, Madonna oder Anne-Sophie Mutter, als wenn die Frage das Binnen-I oder die Beidnennung verwendet.

Elke Heise (2000) ließ 150 Studierende kurze Geschichten schreiben. Sie gab dazu einen Einleitungssatz vor, wie z.B. „Zwei VegetarierInnen stehen vor der Metzgerei….“, der dann fortgesetzt werden sollte. Die Instruktion beinhaltete ausdrücklich, die beiden Personen in der Folge zu benennen. Insgesamt wurden weibliche (49%) und männliche Personen (51%) etwa gleich häufig genannt. Es gab jedoch erhebliche Unterschiede zwischen Studentinnen und Studenten einerseits, und der Formulierung der Einleitungssätze andererseits. Mit generischem Maskulinum und neutralen Nomen (z.B. *Kinder*) gab es wesentlich mehr männliche Nennungen, während gender-sensible Sprache für ausgeglichenere Verhältnisse sorgte. Dieser Effekt war für Studentinnen viel deutli-

cher als für Studenten, die insgesamt mehr Männernamen produzierten.

Diese Studien zeigen bereits, dass gendergerechte Sprache die Aktivierung weiblicher Personen erleichtert. Christopher Blake und Christoph Klimmt untersuchten 2010, ob dies auch im Zusammenhang mit Nachrichtentexten gilt. Sie erstellten drei Versionen einer Nachricht über einen Unfall in einem Fitness-Studio. Die 15 dort verwendeten Personenbezeichnungen erschienen entweder im generischen Maskulinum, in der Paarform (also Beidnennung) und neutralen Ausdrücken, oder mit Binnen-I und neutralen Ausdrücken. Über 200 Personen bewerteten die Lesbarkeit der Texte. Dabei ergaben sich keinerlei Unterschiede zwischen den verschiedenen Formulierungsarten. Die Lesezeiten waren für die Version mit Binnen-I leicht, aber nicht signifikant erhöht. Nach dem Lesen schätzten die Versuchspersonen den Anteil von Männern und Frauen unter der Kundschaft des Fitness-Studios. Auch hier zeigte sich eine deutliche Erhöhung des geschätzten Frauenanteils durch die Verwendung gender-sensibler Sprache. Während in der Paarform-Version die Schätzung (49%) ziemlich genau dem tatsächlichen Anteil entsprach (47%), wurden in der GM-Version nur 43% beteiligte Frauen geschätzt. In der Version mit Binnen-I stieg dagegen der Frauenanteil auf 54%. In einem ganz ähnlichen zweiten Experiment wurde zusätzlich zur Sprachversion die Personengruppe variiert. Zusätzlich zu einer relativ gleich verteilten Gruppe (Ärzte und Ärztinnen, 48% Frauenanteil) wurden Texte über eine männlich dominierte Gruppe (Feuerwehrleute, 2%) und eine weiblich dominierte Gruppe (KinderpflegerInnen, 96%) verwendet. In allen drei Gruppen bewirkten Paarform-Formulierungen erhöhte Schätzungen des Frauenanteils, vor allem aber für die männlich dominierte Gruppe der Feuerwehrleute. Diese Ergebnisse zeigen wie die obigen Sprachproduktionsstudien, dass die Formulierungen direkten Einfluss auf den gedanklichen Einbezug von Frauen haben, ohne die Lesbarkeit merklich zu beeinträchtigen.

Alan Garnham und seine KollegInnen aus Norwegen und der Schweiz stellten sich die Frage, ob sich die Akzeptanz des generischen Maskulinums in verschiedenen Sprachen unterscheidet. Während das Englische natürliches Geschlecht verwendet, sind das Deutsche (und auch Französische) Genus-Sprachen. Daraus wurde die Hypothese abgeleitet, dass generische Personenbezeichnungen im Englischen hauptsächlich von der Geschlechterverteilung der Gruppe in der Gesellschaft abhängen sollten, während im Deutschen das grammatikalische Geschlecht eine stärkere Rolle spielt. Die AutorInnen gaben Probanden kurze Texte, wie z.B. „Die *Nachbarn* kamen aus der Cafeteria. Wegen des bewölkten Wetters hatte einer der *Männer* einen Regenschirm dabei“. Die Aufgabe war, zu bewerten, ob dieser Text akzeptabel ist. In dem obigen Beispiel einer geschlechtsneutralen Gruppe ist dies sicher der Fall. Wenn jedoch eine männlich dominierte Berufsgruppe im generischen Maskulinum genannt wird, um später auf Frauen zu verweisen, klingt das sehr merkwürdig. Ein Beispiel ist: „Die *Statistiker* passierten die Straße. Wegen der Hitze trank eine der *Frauen* Wasser.“ Die 2012 veröffentlichten Ergebnisse bestätigten die sprachvergleichende Hypothese. Im Englischen wurden die Sätze wesentlich häufiger als akzeptabel bezeichnet, wenn das Geschlecht im zweiten Satz (*Frauen* oder *Männer*) mit dem Geschlechtsstereotyp im ersten übereinstimmte. Im Deutschen dagegen wurden die *Frauen*-Fortsetzungen nur selten ak-

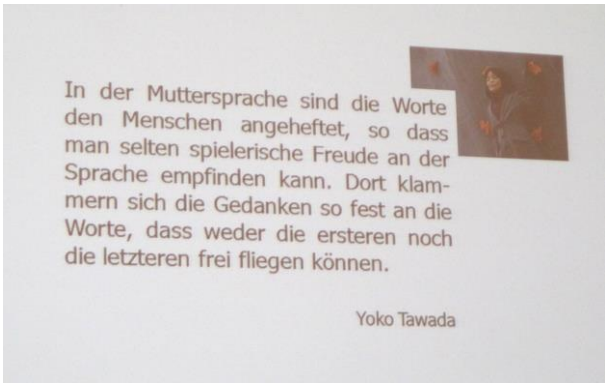
zeptiert, unabhängig vom Gender-Bias der Gruppe. Auch Nachbarn und sogar Erzieher wurden überwiegend männlich interpretiert. Auch diese Studie bestätigt die starke Wirkung des grammatikalischen Geschlechts. Frauen werden nicht mit-*verstanden*, wenn das generische Maskulinum verwendet wird. Geschlechtersensible Sprache ist also nötig für eine gleichberechtigte Gesellschaft.

Die bisher zusammengefassten Untersuchungen verwendeten fast ausschließlich explizite Maße, d.h. die Autorinnen und Autoren ließen Versuchspersonen die Akzeptabilität bewerten, den Männeranteil schätzen, oder die Lesbarkeit angeben. Bei solchen Befragungen spielen natürlich immer die Erwartungen der Versuchspersonen eine Rolle, ihr Selbstbild, oder ihre Meinung zum Thema. Auch politische Korrektheit könnte einen Einfluss auf die Antworten haben. Um diese bewussten Entscheidungen zu umgehen wurden implizite Maße entwickelt, mit denen ohne direkte Befragung die Wirkung von Sprache untersucht werden kann. Ich möchte zwei Beispiele vorstellen.

Hamutal Kreiner und Kollegen verwendeten in einer 2008 veröffentlichten Studie Augenbewegungsmessungen, um Verarbeitungsschwierigkeiten beim Lesen zu erfassen. Während die Versuchsperson einen Satz auf dem Computerbildschirm liest, werden die Pupillen von einer Kamera aufgezeichnet, so dass abgeleitet werden kann, welches Wort gerade gelesen wird. Diese Methode hat den Vorteil, dass keine besonderen Instruktionen gegeben werden müssen. Der Lesevorgang wird direkt beobachtet, ohne dass die Versuchsperson eine bewusste Beurteilung vornimmt. Besonders aufschlussreich sind längere Lesezeiten auf einzelnen Wörtern und die Rücksprünge auf zuvor Gelesenes. In dem obigen Beispiel aus der Studie von Garnham und Kolleginnen würden etwa Rücksprünge von der inkonsistenten Fortsetzung *Frauen* auf die *Statistiker* im ersten Satz erwartet. Mit ganz ähnlichen Sätzen fanden Kreiner und Kollegen erhöhte Verarbeitungsschwierigkeiten für Sätze, in denen eine stereotype, aber generische Berufsbezeichnung verwendet wurde, auf die im weiteren Verlauf mit einem passenden oder unpassenden reflexiven Personalpronomen verwiesen wurde (z.B. *minister – herself; nurse - himself*). Diese Ergebnisse zeigen einen unmittelbaren Einfluss der Stereotype während des Lesens, auch wenn sie nicht ganz so ausgeprägt waren, wie für grammatikalische Fehler (z.B. *king – herself; sister - himself*). Minister können weiblich sein, nicht aber Könige.

Auch die Neurobildgebung kann uns Aufschluss über sprachliche Verarbeitungsprozesse geben. Im Gegensatz zum *eye-tracking* ist diese Methode nicht geeignet, das exakte Wort im Satz zu identifizieren, bei dem Schwierigkeiten auftreten. Interessant ist hier, welche Hirnregionen besonders aktiv sind, wenn inkonsistente oder fehlerhafte Sätze gelesen oder gehört werden. Ich habe 2011 mit Alan Garnham und Christina Manouilidou eine Studie durchgeführt, bei der wir ebenfalls konsistente und inkonsistente Geschlechter-Stereotypien verwendeten. Die Versuchspersonen lasen Sätze mit Pronomen-Referenzen (z.B. „The mechanic saw *Jack* because *he/she* looked out the

window“), während ihre Hirnaktivität mittels



Powerpoint Prof. Ferstl © DFR

funktioneller Magnet-Resonanztomographie (fMRT) aufgezeichnet wurde. Beim Lesen inkonsistenter Sätze entstand mehr Aktivierung in rechtsseitigen Hirnregionen. Insbesondere war der rechts-parietale Kortex beteiligt, eine Region, die auch bei der Verarbeitung von Genus-Verletzungen aktiv ist (z.B. Frau – *er*). Eine weitere aktivierte Region war der rechtsseitige präfrontale Kortex; eine Region, die in anderen Studien ebenfalls während des Verstehens von Genus-Fehlern gefunden wurde.

Auch diese impliziten Maße bestätigen, dass sprachliche Bezeichnungen Einfluss auf die Repräsentation von Personen haben. Sowohl Augenbewegungsmessungen, als auch die Neurobildgebung zeigen, dass Information, die mit unseren Geschlechter-Stereotypien nicht in Einklang steht, als fehlerhaft empfunden wird. Einfach den Minister als Ministerin umzuinterpretieren, was ja für generische Maskulina möglich sein sollte, ist offenbar nicht so leicht.

„Auch wenn Sprechende und Schreibende betonen, mit der männlichen Form auch Frauen mit zu meinen, kommt das bei Lesenden und Hörenden einfach nicht so an.“

Zusammenfassend hoffe ich gezeigt zu haben, dass quantitative experimentalpsychologische und neurowissenschaftliche Methoden hilfreich sind, um den gegenseitigen Zusammenhang von Sprache und Geschlechterrollen zu untersuchen. Sprachverstehen basiert auf Wissen über die Bedeutung von Wörtern und auf kulturellen Erwartungen über die beschriebenen Sachverhalte. Daher haben Gender-Stereotype eine starke, unmittelbare Wirkung.

Auch wenn Sprechende und Schreibende betonen, mit der männlichen Form auch Frauen mit zu meinen, kommt das bei Lesenden und Hörenden einfach nicht so an. Sowohl bewusste Einschätzungen, als auch implizite Hinweise zeigen deutlich, dass maskuline Personenbezeichnungen nicht generisch verstanden werden. Durch die noch immer weit verbreitete Nutzung dieser Formen werden Geschlechterrollen und –stereotypen immer wieder bestätigt und zementiert.

Diese Befunde sind wichtig, um die Diskussion über gender-sensible Sprache mit Fakten zu unterfüttern, statt sie auf der Basis von persönlichen Meinungen und Vorlieben zu führen.

Wenn sich die Überzeugung durchsetzt, dass die Verwendung des generischen Maskulinums nicht mehr zeitgemäß ist, werden sich alternative Sprachformen durchsetzen. Um eine breite Akzeptanz zu erreichen, ist es vor allem nötig, MultiplikatorInnen, - zum Beispiel im Journalismus, in Schulen und an Universitäten -, mit ins Boot zu holen. Doch auch wir können täglich durch unseren eigenen, bewussten Sprachgebrauch dazu beitragen.

Workshop: Thesenbarometer

(*Stefanie Barthel & Liselotte van den Anker, Projektleiterinnen des Projektes „Geschlechterrolle vorwärts in der DFR- Bundesgeschäftsstelle in Berlin*)

Thesenbarometer © Deutscher Frauenring e.V.

Der praktische, interaktive Teil des BFS 2015 begann mit einer Übung namens ‚Thesenbarometer'. Hier geht es darum, dass sich die Teilnehmerinnen per Handzeichen mittels unterschiedlich farbiger Kärtchen zu verschiedenen Aussagen positionieren: Zustimmung (grün), Indifferenz (weiß), Ablehnung (rot). Sie sollen dies kurz begründen, aber es wird darauf geachtet, dass an dieser Stelle noch nicht diskutiert wird.

Dies hat Effekte auf mehreren Ebenen: Die Teilnehmerinnen befassen sich einführend mit zugespitzten Thesen und werden an diese herangeführt; sie zeigen einander, wo sie stehen und lernen dadurch die Meinungen der anderen kennen. Nicht zuletzt machen sie über ihre Positionierungen deutlich, wie groß die Bandbreite möglicher und begründbarer Haltungen zu einer These sein können.

Die Ziele dieser Übung sind: die eigene Position und die Position anderer wahrnehmen; Positionen ausprobieren; gegenseitiges Kennenlernen; konträre Positionen akzeptieren; lernen für die eigene, statt gegen die andere Position Argumente zu finden.

Zentrale Aussagen, die hier besonders auffallend waren, sind beispielsweise:

1. These

Es ist mir wichtig, dass ich als Frau wahrgenommen werde.

→ *„Ich bin stolz eine Frau zu sein, weil ich anders denke und handele als Männer."*

2. These

Rollenstereotype haben mein bisheriges Leben negativ beeinflusst.

→ *"Ich habe nie einen Nachteil erfahren, eine Frau zu sein, eher das Gegenteil."*

3. These

Die Geschlechter sind heute im Wesentlichen gleichberechtigt.

→ *"Gesetzliche Gleichberechtigung, die sich in der Realität nicht bewahrheitet."*

4. These

Das Männliche stellt in unserer Gesellschaft die Norm dar.

→ *"Das Männliche ist immer noch vorherrschend."*

5. These

Unterschiede zwischen Frauen und Männern sind angeboren.

→ *"Viel kommt durch die Sozialisation und Erziehung."*

6. These

In unserer Gesellschaft erleben wir bezüglich Geschlechter-Rollenbildern eine Rückentwicklung.

→ "*Gesellschaftspolitisch sind wir nicht den Gesetzen hinterhergekommen*."

→ "*Ich empfinde eine Vorwärtsentwicklung, wenn ich zurück denke, wie meine Eltern aufgewachsen sind*."

Thesenbarometer © Deutscher Frauenring e.V.

Workshop: Geschlechterstereotype im Alltag: Praxisfälle

(Steffi Barthel & Liselotte van den Anker)

Stereotype sind ebenso vielfältig wie die Lebensbereiche und die individuellen Erfahrungen damit. Dies wurde in der nächsten Übung ‚Rollenstereotype in verschiedenen Lebensbereichen' deutlich. Diese Übung in Kleingruppen konfrontierte die Teilnehmerinnen mit Alltagskonflikten, in denen Stereotype, aber durchaus auch Ausgrenzungen und Diskriminierungen zum Tragen kommen.

Die Ziele dieser Übung sind: bestehende Stereotype offenlegen, Austausch von Erfahrungen, Einschränkungen und Auswirkungen reflektieren (Biografie-Arbeit).

Dabei wurden folgende zwei Fragestellungen diskutiert und die wichtigsten Diskussionspunkte anschließend vor der gesamten Gruppe vorgestellt.

1) Wo spielen oder spielten Geschlechterstereotype in meinem Leben eine Rolle?

2) Wie haben sie auf mich gewirkt, welche Effekte haben/hatten sie für mich

Gruppenarbeit © Deutscher Frauenring e.V.

Vorstellung Gruppenarbeit © Deutscher Frauenring e.V.

Zu den **zentralen Erkenntnissen** der Kleingruppenarbeit zählten folgende:

- Dass Rollenbilder bereits im Kindesalter zementiert werden, indem Jungen eher handwerkliche Dinge geschenkt bekommen und Mädchen Puppen.
- Dass Jungen zur Selbständigkeit und Selbstsicherheit erzogen werden, während Mädchen adrett aussehen und sich gut benehmen müssen.
- Dies endet später in typischen Frauenberufen wie beispielsweise hauswirtschaftliche Berufe, Krankenschwestern.
- Das „nicht aus der Rolle fallen" wurde uns anerzogen.

Linktipps:

- Projekthomepage des Deutschen Frauenring eV „Geschlechterrolle vorwärts“ *www.geschlechterrollevorwaerts.de*
- Blog Almut Schnerring und Sascha Verlan *http://ich-mach-mir-die-welt.de/*
- Pinkstinks *www.pinkstinks.de/*
- Mein Testgelände - das Gendermagazin *www.meintestgelaende.de*

Literaturtipps:

- **Scherring, Almut/ Verlan, Sascha (2014):** *Die Rosa-Hellblau-Falle Für eine Kindheit ohne Rollenklischees* (ISBN-13: 978-388897938)
- **Sichtermann, Barbara (2009):** *Kurze Geschichte der Frauenemanzipation* (ISBN-13: 978-3941087385)
- **Ferstl, E. C. & Kaiser, A. (2013):** *Sprache und Geschlecht: Wie quantitative Methoden aus der Experimental- und Neuropsychologie einen Beitrag zur Geschlechterforschung leisten können (GENDER: Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 5(3), 9-25.)*
- **Pusch, L.F. (1984):** Das Deutsche als Männersprache (ISBN-13: 978-3518112175)
- **Fine, Cordelia (2012):** *Die Geschlechterlüge: Die Macht der Vorurteile über Frau und Mann (*ISBN-13: 978-3608947359)
- **Gaschke, Susanne (2011):** *Die verkaufte Kindheit: Wie Kinderwünsche vermarktet werden und was Eltern dagegen tun können (*ISBN-13: 978-3570551721)

Anlage 1 – Programm

Bundesfachseminar

⚥ *„Geschlechterklischees im Fokus“*

"Es gibt also, mein Freund, keine Beschäftigung eigens für die Frau, nur weil sie Frau ist, und auch keine eigens für den Mann, nur weil er Mann ist, die Begabungen finden sich vielmehr gleichmäßig bei beiden Geschlechtern verteilt".

Platon (Politeia, Buch 5, Kap. 5)

16.-17. Oktober 2015

Bildungszentrum Erkner, Seestraße 39, 15537 Erkner

Programm

Freitag, 16.10.2015

14.00 - 14.30 Uhr	Registrierung
14.30 - 14.45 Uhr	Begrüßung (DFR Präsidum)
14:45 Uhr – 16:15	**„Nicht 2 sondern 1000 Möglichkeiten“ - Rollenklischees im Alltag von Kindern** *Almut Schnerring und Sascha Verlan*
16.15 – 16.45 Uhr	Kaffeepause
16.45 – 18.15 Uhr	**Rollenbilder in den Medien: Alles bleibt anders, wir gestalten die Rollenbilder – und die Rollenbilder gestalten uns.** *Barbara Sichtermann*

Samstag, 17.10.2015

09:00 – 10:30 Uhr	**Einfluss von Sprache auf Geschlechterrollenbilder**
	Prof. Dr. Evelyn Ferstl
10:30 – 11:00 Uhr	Kaffeepause
11:00 - 11:30 Uhr	**Workshop: Thesenbarometer**
	Stefanie Barthel & Liselotte van den Anker
11:30 – 13:30 Uhr	**Workshop: Geschlechterstereotype im Alltag: Praxisfälle**
	Stefanie Barthel & Liselotte van den Anker
13:30	Mittagessen und Abreise